

Das Werk

Monatschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“
VIII. Jahrg. Düsseldorf, Mai 1928 Heft 5

Ruhrland



Lichtbild: Meinholz, Essen.

Land an der Ruhr! Welcher Deutsche kennt dich und deine herbe, gewaltige Sprache? Dem, der um dein innerstes Wesen nicht weiß, zeigst du nur dein rauchgeschwärztes Antlitz, in das die Arbeit tiefe Runen zog. Den flüchtigen Beschauer, der dich im Eiltempo der neuen Zeit, vom Schienenstrang aus zu erkennen und zu beurteilen wähnt, grüßest du mit abweisender Gebärde. Ihm bist du hastender Alltag, atemraubender Dunst und lärmende Esse.

Weim' du aber mehr bist als ein geduldetes Teil im Vaterlande — geduldet nur deshalb, damit der andere Teil leben

darf —, für den hast du noch ein zweites Gesicht. Das schaut nicht nach den zahllosen Schienensträngen, das trägt nicht den Ausdruck zerquälter Arbeitstage und durchwachter Arbeitsnächte. Das grüßt mit sonntäglichem Lächeln den, der dein Wesen sucht und dich liebt als ein vollwertiges Stück des deutschen Vaterlandes.

Wechselvoll war dein Schicksal. Kein Lied, keine verbürgte geschichtliche Mär kündet davon, wie der erste Mensch als Herr in dein wildreiches Berg- und Waldgebiet zog, um den Kampf mit den Resten einer vorflutlichen Tierwelt tat-



Der Kohlenzug.

A. Ghermann.

kräftig aufzunehmen. Aber wie ein Ahnen klingt vom Rheine her in deine Täler der Saag von dem urdeutschen Latmenischen Siegfried, und die brauenden Ruhrnebel, die deinen Strom umgeistern, raunen in grauen Herbstnächten von dem finsternen Nebelung und seinem Haß gegen das siegende Licht.

Lange dauert es, bis sie es begriffen haben: daß das alte „Aug' um Aug', Bahn um Bahn“, das Jahrhunderte hindurch als Lebensgewohnheit und höchstes Recht gegolten, einer höheren Auffassung, dem christlichen Friedensgedanken weichen mußte. Und friedlich beginnt aus dem Jäger der Ackerbauer zu werden, und die Hand, die das Wurfgeschloß so sicher zu führen verstand, zerteilt fortan den schweren Erdboden mit der ungelenten Pflugschar.

Starke Geschlechter halten Schutz über die Schwächeren und haufen auf steiler Höhe. Wo diese Höhe fehlt, da umgeben sie mit einem breiten Wassergürtel ihr festes Haus, in

dem die Schutzbefohlenen sichere Unterkunft finden, wenn der heutigetige Feind ins Land zieht.

Und fest und reckenhaft wie sie selbst bauen sie ihre Kirchen und ziehen eine trutzige Mauer darum, daß sie wie in die Gegend hineingerodet erscheinen.

Wie abwesend stehen diese Zeugen einer alten, wehrhaften Zeit in der ruhelosen Umgebung von heute, in die sie kaum mehr hineinzupassen scheinen. Denn auch die Menschen und die Geschlechter sind andere geworden.

Eine neue Zeit ist über dieses Land heraufgestiegen und hat ein völlig verändertes Zeitbild geschaffen. Eine unheimliche Kraft, gestützt auf die Reste einer vor Jahrtausenden versunkenen Welt — die zu schwarzer Kohle erstarrten Urwälder —, ist herangewachsen und wird ihrem Erfinder, dem Menschengeiste, zum Segen und zum Glücke. Diese Kraft bläst aus den schwarzen Bronchien finsterner Hyklopenbauten, lodert in



Ruhrmühle.

A. Hermann.

riesigen Feuergarben Tag und Nacht gen Himmel. Alles ist ins Riesenhafte gesteigert, um der ins Riesenhafte gewachsenen Millionenzahl des Volkes das Leben zu ermöglichen. Der Geist triumphiert über die Materie und formt das scheinbar sinn- und regellose Gewirr von Rädern und Maschinen zu einem gewaltigen Ganzen, dem jedes einzelne ein willig dienendes Glied ist.

Je mehr aber diese kühnen Gebilde menschlichen Könnens in den Himmel hineinragen, desto mehr verschwindet das, was das Auge bisher von Kindheit auf zu sehen gewohnt war: die stille Anmut der Landschaft. Die Heiterkeit stirbt, und auf-
ersteht die Schönheit des Ernsten und Gewaltigen. Das ist es, was diesem Lande nun seine eigene Weihe gibt: diese Schönheit, die zugleich Opfer ist und aus dem Opfer erstand. Denn ein Opfer ist es, was hier Tausende von Volksgenossen ihren Mitlebenden tagtäglich bringen, dieses Schürfen in sonnen-

losen Erdtiefen, diese Arbeit vor schwelenden Hochöfen, die die Spannkraft der Seele lähmt.

Land an der Ruhr! Wie freulich spiegelt sich dein Schicksal in den Wellen deines Stromes! Ist doch auch seine Kindheit ein unwissendes Spiel, ein bergstrophes Freispielen, ein Sichdageheimwissen in den rauschenden Wäldern des Sauerlandes. Von allen Seiten bringen die kristallklaren Forellenbächlein ihre Wasser zu ihm hin, und wo der Alltag sich in seinen Wellen spiegelt, da ist es ein lachender Alltag. Alte Städtchen mit reicher geschichtlicher Vergangenheit geleiten die Ruhrufer, und es scheint, als seien der sprüher Urkraft ihrer Jugend keine Schranken geboten.

Da aber kommt ein Tag, an dem man ihre Wasser nötiger hat als zum Wolfenspiegeln und zum Blumenblühenlassen. Man legt sie in den Panzer von Kanclmauern, und ihre Flut wird schwarz von Kohlenstaub und Kohlenschiffen. Wohl



Verschneite Rotten.

A. Geyermann.

bäumt sich in ihr das Naturgefühl des freien Bergkinds, das in wildem Groll die ihm auferlegte Last abschütteln will. Bis sie sich abfindet mit der Forderung der Pflicht und Lasten hebt und Lasten führt im Dienste der Volkswirtschaft.

Lärmender Alltag ist es um ihre Ufer geworden. Tag und Nacht werfen düstere Riesenarme ihre Rauchschwaden gen Himmel, hämmern Tausende von sehnigen Männerarmen in den Tiefen ungewisser Erdschichten, brandet und siedet heißer Atem in den Hochofen der Riesenstädte. Und das Staunen ob all dem Lauten und Gewaltigen hat ihren Lauf genommen und ihre dunklen Wasser in schweigenden Schauer gehüllt.

Aber manchmal kommt es über sie wie ein stilles Rück-
erinnern an frohe Tage der Kindheit. Das ist, wenn scheckige
Sohlen in sprüher Jugendluft über die weiten Ruhrweiden
jagen in fesselloser Lebensfreiheit, oder wenn der Landmann

die rauchende Ackerkrume furcht, wie es der Bergbauer der Heimat tat. Oder wenn fleißige Schnitterhände die reifen Garben richten und, unbekümmert allen Räderaufens und Sirenengeheule, die weiße Bergmannskuh, die Ziege, zu-
traulich an den saftigen Grasträndern schnuppert. Ein scheues Heimatgefühl über schwingt in den dunklen Wassern, wenn der Lenz über alles Grau und über alle Düsterei des Kohlen-
landes ein weißes Freuen legt und um die vergessenen Mauern und Fabrikwinkel stille Märchenträume spinnt.

Im Winter aber träumt die Ruhr selbst einen kurzen, lichten Traum: wenn die Schneenacht mit weicher Mutter-
hand über die häßlichen Schutthalten streicht und aus den ungefügen Torrmassen eine magische Bergwelt zaubert, in der Kinderjubil und Kinderlachen wie silberne Glocken schwingen.

Ganz still aber wird ihr Lauf, wenn in reckenhaften Burg-
mauern die Vergangenheit sie grüßt und die neue Zeit mit



Arbeit.

A. Hermann.

ihrem neuen Gewordensein für einen Augenblick stillsteht angesichts des großen Gewesenen.

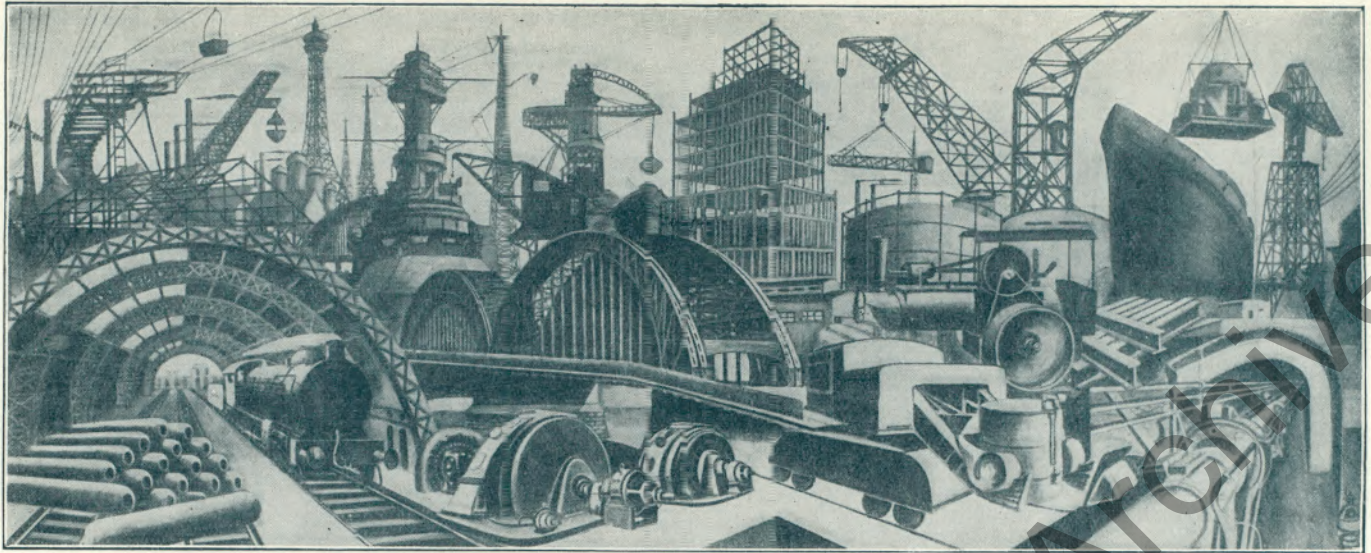
So fließt er dahin, träumend und schaffend, der Strom, der zum Schicksalsstrom seines Volkes geworden ist, zum Schicksal und zum Symbol seiner Zukunft. Trägt die neue Zeit und ihr forderndes Heute mit kraftvollem Lebenswillen und vergißt über ihr nicht das ehrwürdige Gestern, das wertvolle Gewesene. Gibt Kunde davon, daß das notwendige Neue

und das neue Lebensnotwendige nicht sinnlos zu zerstören brauchen, sondern nur die Form der Schönheit wandeln. Daß dieses Neue nur aus dem Gewesenen wächst, festgebunden und ungerißbar. Und daß man sein Wesen und seinen Wert nur dann erkennen und würdigen kann, wenn man das Alte kennt, aus dem es geworden, und das Erbe ehrt, das die Ahnen geschaffen, denn: „Heimatliebe ist Ahnenliebe.“

Adolf Hermann.



Mit freundlicher Genehmigung des Verlages E. L. Krüger, Dortmund, sind Text und Bilder dem ausgezeichneten Werk „Ruhrland, Die Landschaft, der Mensch und sein Werk“ von Dr. Adolf Hermann entnommen.



Die Verwendung des Eisens.
Wandgemälde aus der Abteilung „Eisen und Stahl“.

Das Reichsmuseum für Gesellschafts- und Wirtschaftskunde in Düsseldorf.

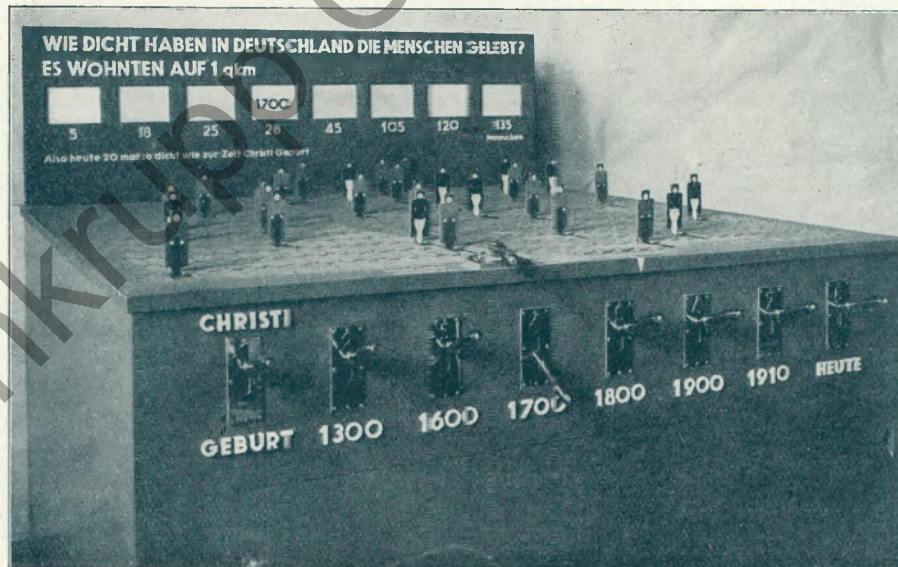
Zu seiner bevorstehenden Eröffnung.

Der Erfolg der Großen Ausstellung Düsseldorf 1926 für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Lebensübungen (Gesolei), die Kenntnis des Aufbaus und der Funktionen des menschlichen Körpers einerseits und der Struktur des Gesellschafts- und Wirtschaftslebens im Wandel der Zeiten andererseits Millionen von Besuchern vermittelt zu haben, ließ schon bald nach Eröffnung der Gesolei den Gedanken aufstehen, die dort zusammengetragenen wertvollen Ausstellungsgegenstände nicht wieder in alle Winde verstreuen zu lassen, sondern sie der Zukunft zu erhalten. Als nun die führenden Männer der Gesolei für diese Pläne von Seiten der Reichsregierung sowie vieler erfahrener Persönlichkeiten zustimmende und bejahende Urteile erhielten, trat die Möglichkeit einer Museumsgründung in greifbare Nähe. Am 19. November 1926 wurde dann in einer Versammlung, zu der Vertreter des Reiches, Staates, der Provinz und der Stadt, ferner Vertreter von Handel, Industrie, Gewerkschaften, Wohlfahrtspflege und Wissenschaften erschienen waren, die Gründung des Reichsmuseums für Gesellschafts- und Wirtschaftskunde vollzogen.

Bei der Abgrenzung des Arbeitsgebietes und der Gestaltung eines solchen Museums war man sich von vornherein darüber

klar, daß dieses in keiner Weise mit dem Deutschen Museum in München und mit dem Deutschen Hygiene-Museum in Dresden in Wettbewerb treten dürfe. Das Deutsche Museum in München ist ein Museum der Naturwissenschaften und der angewandten Naturwissenschaften, der Technik. Das Hygiene-Museum in Dresden zeigt Anatomie und Physiologie des Menschen; es zeigt seine hygienischen Bedürfnisse und die Mittel, ihnen gerecht zu werden. Das neue Düsseldorf-Museum will diese beiden Einrichtungen ergänzen;

es will Bindeglied zwischen ihnen sein und die Beziehungen des Menschen zu seiner Umwelt zeigen, zu den anderen Menschen, zu den Erzeugnissen des Bodens und der menschlichen Betätigung, und die Beziehungen der Gesellschaft zur Wirtschaft. Ebenso wie in Dresden soll auch hier der Mensch in den Vordergrund treten, aber nicht der Mensch im physiologischen Sinne, sondern der Mensch als Mittelpunkt des gesamten Wirtschaftsgeschehens. In der Voraussicht, daß die Frage „Was ist Gesellschafts-“, was ist



Die Zunahme der Bevölkerungsdichte in Deutschland im Verlauf von 2000 Jahren.

Der Besucher kann durch einfachen Druck auf die einzelnen Hebel selbst das Modell in Tätigkeit setzen.

Wirtschaftskunde?“ immer und immer wieder gestellt wird, hat das Museum sich entschlossen, die Darstellungen durch große Übersichtstafeln einzuleiten, die die Erklärung dieser beiden Begriffe, dem Verständnis der breitesten Menge angepaßt, bringen.

Den Hauptinhalt des Museums werden geschlossene Darstellungen einzelner Themen bilden. Die gleichzeitige Erfassung sämtlicher in Betracht kommenden Gebiete ist überaus schwierig. Es ist daher zunächst eine kleinere Auswahl bemerkenswerter, zeitgemäßer Fragen in Angriff genommen worden.

So schenkt z. B. die „Gesellschaftskunde“ vorläufig besondere Beachtung dem bedeutsamen Problem der Ent- und Übervölkerung. Auf einem riesigen Globus wird unter anderem die Bevölkerungsdichte in der Weise veranschaulicht, daß jedes Land für je eine Million Menschen je eine Kennmarke erhält und auf diese Weise aus der Zahl der Marken mit einem Blick die Siedlungsdichte erkennbar ist.

Die „Geschichte der menschlichen Arbeit“ findet ihre Wiedergabe in einer großen, sorgfältig zusammengestellten Sammlung von Diapositiven, die den Faktor Mensch in der Arbeit zeigt von den Urvölkern an bis zur Jetztzeit. Die Abteilung „Internationale Sozialpolitik“ stellt das Wirkungsfeld der „Internationalen Organisation der Arbeit“ dar, in der Arbeitgeber, Arbeitnehmer und Regierungsvertreter gemeinsam an der Lösung sozialpolitischer Fragen arbeiten.

Während, ganz naturgemäß, das Gesicht der „Gesellschaftskunde“ gelegentlich internationale Züge aufweisen muß, trägt die zweite Hauptabteilung, „Die Wirtschaftskunde“, ein vorwiegend nationales Gepräge. So ist z. B. die Behandlung des Kernproblems „Landwirtschaft“ auf die besonderen Unterabteilungen und die Darstellung deutscher Verhältnisse abgestimmt.

Die Abteilung „Eisen und Stahl“ beschränkt sich vorläufig nur auf die eisenerschaffende Industrie. Neben einem kurzen geschichtlichen Überblick über die Technik der Eisendarstellung wird die Bedeutung von Rohle und Erz geschildert und ihr Weg vom Bergwerk bis zum Fertigerzeugnis. Endlich wird der Nachweis über den Aufwand an Menschen- und Maschinenkraft in der Eisenindustrie zur Darstellung gebracht.

„Der Verkehr“ führt die großen verkehrswirtschaftlichen Fragen in ihrer Entwicklung vor Augen. Unter anderem werden an einem Bewegungs- und Leuchtmodell die Geschwindigkeiten und Tagesleistungen der einzelnen Verkehrsmittel vorgeführt. Eine Erweiterung der Abteilung durch die hierher gehörenden Fragen der Elektrizitäts- und Gaswirtschaft ist für später in Aussicht genommen.

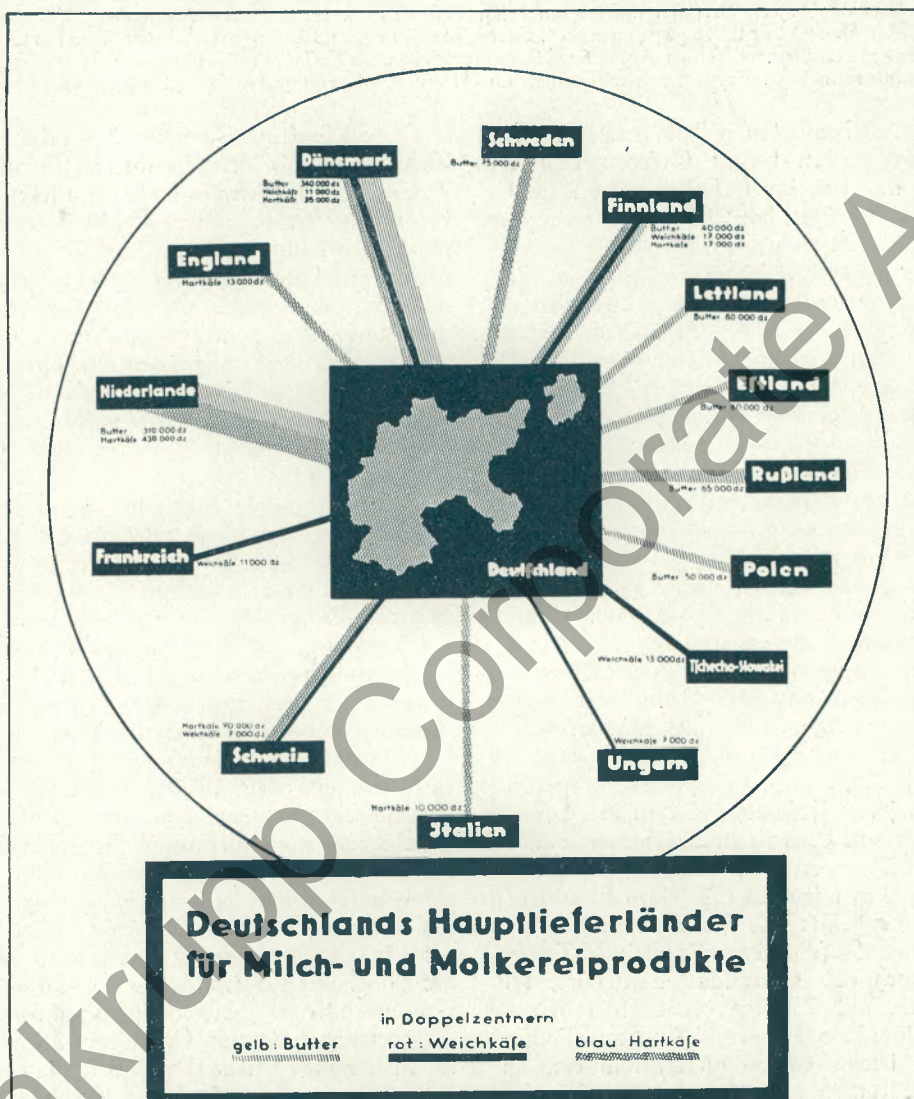
Die Abteilung „Rationalisierung“ geht aus von der Beweisführung, daß Rationalisierung nichts Neues ist, sondern seit langem bereits auf den verschiedensten Gebieten besteht. Es werden die Hauptgedankengänge der Rationalisierungs-

bewegung, nämlich Vereinheitlichung, wirtschaftliche Fertigung, wirtschaftliche Verwaltung, Rationalisierung durch Zusammenschluß, der Faktor Mensch in der Rationalisierungsbewegung, ausführlich geschildert, und zwar so, daß alle Darstellungen möglichst einmal in sinnfälliger Weise dem großen Publikum verständlich gemacht werden, zum anderen an Originalunterlagen weiteres Eindringen in den Stoff ermöglicht wird.

Was die Art der Darstellung anbelangt, so hat die Gesolei hier Vorbildliches geleistet. Das Museum als Erbnachfolger der Gesolei hat sich die dort gesammelten Erfahrungen zunutze gemacht. Überall erkennt man das Bestreben der Museumsleitung, den Stoff auf einfache Verhältnisse zurückzuführen und ihn in künstlerisch wertvollen, feiner Mode unterworfenen Dar-

stellungsarten vorzuführen. Wissenschaftler, Künstler und Handwerker wirkten Hand in Hand, um die Form zu finden, die jedem etwas bietet.

Die Eröffnung des Museums soll im Laufe des Monats Juni erfolgen. Untergebracht ist es in einem der von Wilhelm Kreis anlässlich der Gesolei geschaffenen Festbauten am Rhein. Möge das auf dem Boden der erfolgreichen Ausstellungen von 1902 und 1926 errichtete Museum einen nie versagenden Strom der Belehrung und Anregung in die Lande senden!



Darstellung der Verteilung von Einfuhrgütern nach Herkunftsländern.

Atomenergie und Atomzertrümmerung.

Von Hans Dominik.

Die unendlich bedeutungsvolle Frage der Gewinnung von Atomenergie durch Atomzertrümmerung, deren praktische Lösung (wie es nachfolgend an irgendeiner Stelle heißt) „ein atomenergetisches Zeitalter einleiten würde, das sich zur jetzigen Epoche der Brennstoffenergie verhalten würde wie diese zum Zeitalter des Höhlenmenschen“, erschien bisher der breiten Öffentlichkeit als phantastischer Gedanke verstiegener Schwärmer. Nur einem engen Kreis von Wissenschaftlern war bekannt, daß dieser „phantastische Gedanke“ seiner Verwirklichung immer näher rückt.

Eine kurze Zeitungsmeldung, die vor wenigen Wochen über Versuche berichtete, welche Dr. Lange, Assistent an dem von Professor Kernst geleiteten physikalischen Institut der Universität Berlin, auf dem Monte Generoso am Luganer See zur Zeit erfolgreich anstellt, um die Ladung von Gewitterwolken aufzufangen und zur Erzeugung von künstlichen Alpha(α)-Strahlen zu verwenden, gab Kunde davon, daß man wieder einmal dem erstrebten Ziel einen wesentlichen Schritt näher gekommen ist.

Wir haben daher den Verfasser unseres auf der gelösten Frage der Atomzertrümmerung aufbauenden technischen Zukunftsromans „Der Brand der Cheopspyramide“, Herrn Ingenieur Hans Dominik, gebeten, über den Stand der Forschung zusammenhängend zu berichten, und freuen uns, unseren Lesern nachfolgenden Aufsatz, der die historische Entwicklung des genannten Problems in allgemeinverständlicher Form streng wissenschaftlich beleuchtet, als einzige deutsche Zeitschrift übermitteln zu können.

Die Naturerkenntnis des neunzehnten Jahrhunderts hatte ihren Niederschlag in den beiden Gesetzen von der Erhaltung der Energie und von der Erhaltung der Materie gefunden. Das erste Gesetz besagt, daß die Energie zwar ihre Formen wandeln, etwa aus Elektrizität in Licht, Wärme oder mechanische Energie übergehen kann, daß aber alle diese Umwandlungen nach ein für allemal festliegenden Verhältnissen erfolgen, und daß die Summe der in der Schöpfung vorhandenen Energie in alle Ewigkeit unverändert bleibt. Das Gesetz von der Erhaltung der Materie besagte, daß sich die Atome der verschiedenen chemischen Elemente zwar zu den mannigfachsten Verbindungen zusammensetzen können, daß aber weder ein einzelnes Atom aus dem Nichts entstehen noch in das Nichts vergehen könne, daß also auch die Zahl der in der Schöpfung vorhandenen Bausteine der Materie für alle Zeit unveränderlich sei.

Zweifellos bedeutete die Entdeckung dieser beiden Gesetze einen gewaltigen Fortschritt gegenüber dem früheren Stande menschlicher Naturerkenntnis. Andererseits führte die folgerichtige Durchdenkung ihres Inhaltes aber zu neuen großen Schwierigkeiten. Nach Clausius geht jede Energieform schließlich einmal in Wärme über, und diese Wärme hat die unangenehme Eigenschaft, sich zu zerstreuen. Es müßte demnach schließlich doch einmal der von Clausius prophezeite allgemeine „Wärmetod“ eintreten, jener Zustand, bei dem die gesamte in der Schöpfung vorhandene Energie in Wärme verwandelt und vollkommen gleichmäßig verteilt ist. Bei einem solchen Zustande würde es natürlich keine Energie eines bewegten Körpers mehr geben, das heißt: alle Gestirne müßten zum Stillstand gekommen sein. Infolge der allgemeinen Temperaturgleichheit hätte auch alle Strahlung aufgehört, kein Stern könnte mehr Licht und Wärme geben, kein anderer sie empfangen. Alles in allem kommt dieser von Clausius vorausgesagte Zustand jenem Chaos gleich, aus dem die Schöpfung nach alten Mythen einmal entstanden sein soll.

Befriedigt hat diese Annahme von Anfang an nicht recht, obwohl man ihr mit wissenschaftlichen Gründen schwer etwas anhaben konnte. Immer wieder zeigte ja die Beobachtung in der Tat, daß die Energiezentren der Schöpfung, die Sonnen, unablässig riesige Energiemengen in den Raum senden, die sich dort, der Clausius'schen Theorie entsprechend, zerstreuen, während die Sonnen allmählich dunkler und immer dunkler brennen, schließlich einmal erlöschen. Wohl sah man auch in Milchstraßenfernen junge Weltennebel aufleuchten, neue Welten aus der Dunkelheit geboren werden; doch die Erkenntnis, die diese Erscheinungen unter einem höheren Gesichtspunkt zusammenfassen sollte, fehlte vorläufig noch.

Erst das zwanzigste Jahrhundert sollte die große Vertiefung unserer Naturerkenntnis bringen. Fast gleichzeitig kam sie in doppelter Weise, auf experimentellem Wege einerseits, auf Wegen höchster mathematischer und erkenntnistheoretischer Forschung andererseits.

Die radioaktive Forschung* brachte den unwiderlegbaren Beweis, daß die Atome nicht ein für allemal unveränderliche Bausteine des Weltalls sind, daß vielmehr die schwersten uns bekannten Atome unter gleichzeitiger gewaltiger Energieabgabe in leichtere Atome zerfallen können. Bei den radioaktiven Substanzen findet dieser Zerfall, unbeeinflusst und unbeeinflussbar durch menschliche Mittel, statt. Inwieweit man auch andere, nicht radioaktive, also scheinbar beständige Atome mit Laboratoriumsmitteln zum Zerfall bringen könne, wurde sofort ein brennendes Problem.

Während die Radiumforschung so ein neues, ungemein aussichtsvolles Gebiet erschloß, schuf das Genie Einsteins die allgemeine Relativitätstheorie. Kommende Geschlechter, vielleicht kommende Jahrhunderte erst, werden diese Errungenschaft voll begreifen und würdigen können. Eine ihrer auf rein mathematisch spekulativem Wege gewonnenen Schlussfolgerungen faßt die beiden Gesetze von der Erhaltung der Energie und der Materie in ein einziges höheres Gesetz zusammen.

Es besagt, daß Energie und Materie nur gleichwertige Erscheinungsformen irgendeiner dritten, unbekannten Grundursache sind und nach einem festen Umrechnungsverhältnis ineinander übergehen können. Es kann also doch Materie spurlos aus der Schöpfung verschwinden, aber dafür tritt scheinbar aus dem Nichts Energie auf; umgekehrt kann Energie verschwinden, dafür aber entsteht Materie.

Während die Radiumforscher untrüglich den Zerfall von Materie und das gleichzeitige Auftreten bedeutender Energiemengen festgestellt haben, konnte der umgekehrte Vorgang auf Erden noch niemals beobachtet werden. Aber erstens darf man ja aus der Tatsache, daß man eine Erscheinung noch nicht beobachtet hat, niemals den Schluß ziehen, daß sie nicht vorhanden wäre. Zweitens ist es recht wohl denkbar, daß diese Rückverwandlung von Energie in Materie nur an anderen, weit entfernten Stellen des Weltraumes vor sich geht. Und drittens, wenn sie auch auf der Erde vor sich ginge, würde ihre Beobachtung unter allen Umständen äußerst schwierig sein.

Die Energiemenge, welche einer Materie im Gewicht von 9,81 Kilogramm entspricht, beträgt nach der Einsteinschen Formel 90 Billionen Meterkilogramm oder 42,6 Millionen Pferdekraftjahre. Einer Stoffmenge von einem Kilogramm Gewicht entsprechen 4,7 Millionen Pferdekraftjahre. Um auch nur ein Milligramm neuer Materie zu bilden, müßten 4,7 Pferdekraftjahre aus der Schöpfung verschwinden.

Vergleicht man die vorstehend gegebenen Zahlen mit der Tatsache, daß ein Kilogramm guten Treibstoffes im Explosionsmotor vier Pferdekraftstunden liefert, so erhellt sofort, daß die Einsteins-Formel energetische Möglichkeiten von einer geradezu phantastischen Großartigkeit eröffnet. Sollte es einmal gelingen, das hier theoretisch Erkannte prak-

* Wissenschaftliche Untersuchung der Elemente, deren Atome ohne äußere Einwirkung unter Aussendung von Strahlen zerfallen und ein neues Element bilden.

tisch nutzbar zu machen, so würden wir mit Sicherheit ein neues, „energetisches“ Zeitalter erleben, das sich zur jetzigen Epoche der Brennstoffenergie etwa verhält wie diese zum Zeitalter der Höhlenmenschen.

Die Frage bleibt zu erörtern, wie das wohl geschehen kann. Chemie und Physik unserer Tage sind in der Lage, jede chemische Verbindung in ihre Bestandteile zu zerlegen und weiterhin auch die Moleküle (kleinste in freiem Zustande auftretende Teile eines Grundstoffes) dieser Bestandteile zu zerbrechen, das heißt den betreffenden Grundstoff in den sogenannten atomistischen Zustand überzuführen. Bei allen derartigen Vorgängen war aber weder eine Gewinnung von Energie noch eine Verringerung der Masse zu beobachten. So folgt der zwingende Schluß, daß die physikalische Masse der Materie noch unverfehrt in den Atomen vorhanden sein muß, und daß nur durch eine weitere Zerlegung der Atome Masse verschwinden und entsprechende Energie frei werden kann. Das große energetische Problem der Zukunft ist damit auf die Frage der Atomzertrümmerung zurückgeführt.

Nun haben aber auch unsere Anschauungen vom Atom im ersten Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts eine grundlegende Änderung erfahren. Besonders durch die Forschungen des dänischen Physikers Niels Bohr hat sich uns hier eine ganz neue Infrawelt erschlossen, die eine überraschende Ähnlichkeit mit der Ultrawelt der Astronomen zeigt. Danach ist jedes Atom gewissermaßen ein kleines Sonnensystem. Um einen Atomkern, der hauptsächlich aus Elementarquanten positiver Elektrizität aufgebaut ist, kreisen als Planeten negativ elektrische Elektronen. Dabei steckt die Hauptmasse des einzelnen Atoms stets in seinem positiven Kern. Setzt man beispielsweise die Masse eines Wasserstoffatoms = 1800, so entfällt davon die Masse 1799 auf den Atomkern und nur die Masse 1 auf das eine, den Kern umkreisende Elektron. Ganz ähnliche Verhältnisse herrschen bei den schwereren und entsprechend komplizierteren Atomen der übrigen chemischen Grundstoffe.

Betrachten wir nun einmal das einfachste System des Wasserstoffatoms, das nach dem Gesagten aus einer Sonne und nur einem es umkreisenden Planeten besteht! Zum besseren Verständnis denken wir uns dies System räumlich so vergrößert, daß die Bahn des kreisenden Elektrons dem Erdumfang mit einem Radius von 6400 Kilometer entspricht. In dem gleichen Maßstabe stellt sich dann der positive Kern als eine Kugel mit dem Radius von 6 Zentimeter, das heißt als ein mäßiger Kinderball, dar, während der zugehörige Planet, das negative Elektron, einen Radius von 120 Meter besitzt, in seiner Größenordnung also einem sehr gewaltigen Bauwerk entspricht. Wie kommt dieses Paradoxon zustande, daß die winzige Zentralsonne rund 1800mal mehr Masse besitzt als der so sehr viel größere Planet? Die Antwort gibt uns die theoretische Physik. Die Konzentration des elektrischen Elementarquantums auf kleinen und immer kleineren Raum erfordert eben Arbeit, und diese scheinbar verlorene Arbeit kommt in der so gewaltig gesteigerten Masse des dabei so winzig gewordenen Atomkernes zum Ausdruck.

Nach dieser Feststellung erfährt das Problem wiederum eine gewisse Einengung. Als nächstliegende Aufgabe stellt es sich jetzt dar, erst einmal die komplizierteren Atomkerne schwererer Elemente zu zerlegen. Hat man mit der Erfüllung dieser Aufgabe zwar noch nicht die volle Lösung des Problems, so ist man ihr doch sicher einen guten Schritt nähergekommen. Ganz abgesehen von der Energieausbeute müßte die Zertrümmerung von Atomkernen den Beweis für die Theorie erbringen, daß alle chemischen Elemente aus denselben Grundbausteinen bestehen. Sie müßte erweisen, daß man schwerere Elemente, wie beispielsweise Quecksilber, Gold und dergleichen, in leichtere Elemente, wie Zink, Kupfer usw., zerlegen kann. Der mittelalterliche Alchimistentraum von der Verwandlung

der Stoffe müßte durch solche gelungenen Versuche zur Tatsache werden, und schon das wäre ein großer wissenschaftlicher Erfolg.

Aber wie kann man nun irgend etwas nach allen bisherigen Erfahrungen doch recht Festes und Widerstandsfähiges zertrümmern? Das nächstliegende Mittel ist es, mit irgend etwas anderem darauf zu schießen. Das Geschloß müßte in der Größenordnung einigermaßen zu dem zu beschießenden Ziel passen und eine gehörige Schußgeschwindigkeit besitzen.

Etwas für den Zweck Brauchbares liefern uns die radioaktiven Substanzen. Sie senden unter anderem die sogenannten α -Strahlen aus. Es sind dies Heliumatome, welche die beiden sie umkreisenden Elektronenplaneten verloren haben, also reine Heliumatomkerne, die infolge der beiden fehlenden negativen Elektronen eine doppelte positive Elementarladung zeigen. Die den Heliumkernen beim Zerfall der radioaktiven Masse abhanden gekommenen Elektronenplaneten werden von dieser Masse gesondert als negative β -Strahlung ausgesandt. Die Heliumkerne bewegen sich zunächst mit einer sehr bedeutenden Geschwindigkeit von der radioaktiven Substanz fort. Treffen sie dabei auf einen Schirm aus Zinkblende, so bringt jedes einzelne α -Teilchen ein momentanes Aufleuchten auf dem Schirm hervor und verrät dadurch seine Gegenwart. Man kann hier, wenn auch nur indirekt, wirklich einzelne Atome sehen und zählen.

Die Geschwindigkeit, mit der die α -Teilchen die radioaktive Substanz verlassen, ist so groß (bis zu 20 000 Kilometer in der Sekunde!) daß sie noch auf eine Entfernung bis zu sieben Zentimeter maximal den Schirm zum Leuchten bringen.

Rutherford, der sich zuerst eingehend mit diesen Dingen beschäftigte, entdeckte nun, daß der Schirm hin und wieder doch noch auffunkelte, wenn er bis zu 30 Zentimeter von der radioaktiven Substanz entfernt wurde. Es mußten also einzelne, zunächst unbekannte Teilchen mit großer Geschwindigkeit den jetzt soviel längeren Weg bis zu dem Schirm zurückgelegt haben. Eine genaue Untersuchung dieser Teilchen während ihres Fluges mit Hilfe äußerst empfindlicher magnetischer und elektrostatischer Mittel erbrachte den einwandfreien Nachweis, daß es Wasserstoffkerne waren.

Nun mußte festgestellt werden, wo diese Wasserstoffkerne herkamen. Sie konnten ja immerhin von irgendwelchen Wassererdampfspuren der von der α -Strahlung durchflogenen Luft herrühren. Aber immer wieder mit allergrößter Sorgfalt und fortwährend geänderten Bedingungen unternommene Versuche bewiesen, daß die α -Teilchen bei ihrem Zusammenprall mit Atomen verschiedener Gase, und zwar des Stickstoffes, des Sauerstoffes und der Kohlenensäure, einzelne Atomkerne dieser Gase tatsächlich in leichtere Gebilde zertrümmerten. Daß dabei gelegentlich auch α -Teilchen (Heliumkerne) selbst zu Bruche gingen, ist wahrscheinlich, wenn auch nicht sicher nachweisbar.

Durch die Untersuchungen von Rutherford und ähnliche Versuche von anderen europäischen und amerikanischen Physikern wurde damit der sichere Beweis erbracht, daß die Atomkerne unserer leichtesten Elemente, insbesondere des Lithiums (Atomgewicht 7), des Kohlenstoffes (Atomgewicht 12), des Stickstoffes (Atomgewicht 14) und des Sauerstoffes (Atomgewicht 16), in einzelne leichtere zerbrochen werden können. Als solche leichteren Teile standen zunächst der Wasserstoffkern (Atomgewicht 1) und der Heliumkern (Atomgewicht 4) zur Verfügung. Nun aber zeigte es sich bei diesen Zertrümmerungsversuchen, daß auch bis dahin vollkommen unbekannte Atomkerne auftauchten, denen das Gewicht 3 zukam. Man hat diese Substanz vorläufig als X_3 bezeichnet. Zweifellos muß diese durch das Heraus schlagen eines Wasserstoffkerns aus dem Heliumkern entstanden sein. Hier hat diese moderne Alchimie also bereits ein Element hergestellt, das den Chemikern bisher unbekannt war.

Freilich darf man das Wort „herstellen“ hier nicht im üblichen Sinne gebrauchen. Es wurden ja immer nur einige wenige Atome der verschiedenartigen Erzeugnisse nachgewiesen. Selbst mit den empfindlichsten spektroskopischen Methoden war das Auftreten der die betreffenden Elemente charakterisierenden Linien nicht zu beobachten. Das darf aber auch nicht wundernehmen, denn die Aussichten, mit den α -Teilchen einen Atomkern wirklich so zentral zu treffen, daß er zu Bruche gehen muß, sind nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung außerordentlich gering. Tatsächlich sind ja die einzelnen Atomkerne eines Gases im Raume fast ebenso verteilt wie die Himmelskörper, und die Aussicht, sich im leeren Raume fortzulaufen, ist für das einzelne α -Teilchen viel größer als diejenige, einen anderen Atomkern zu treffen und zu zerbrechen. Immerhin aber hat das, was beobachtet wurde, doch mit Sicherheit gezeigt, daß beim Zerbrechen solcher Atomkerne schon merkliche Mengen Atomenergie frei wurden. Die Gewalt, mit welcher die einzelnen Teile des brechenden Atoms fortgeschleudert wurden, konnte unmöglich von dem α -Teilchen stammen, sondern mußte durch ein explosionsartiges Zerfallen des getroffenen Kernes bewirkt werden.

Für den Anfang war das von Rutherford entdeckte Verfahren zweifellos wertvoll. Gegenwärtig aber ist man an zahlreichen Stellen an der Arbeit, wirksamere Methoden auszubauen. Die Wirkung eines Projektils hängt ja nicht nur von seiner Masse, sondern auch von seiner Geschwindigkeit ab.

Man kann die zur Zeit im Gange befindlichen Arbeiten nach den verwendeten Mitteln in elektrostatische und elektromagnetische einteilen. Bei den ersteren sucht man unter Benutzung außerordentlich starker elektrostatischer Felder Kathodenstrahlen (Elektronen) und Kanalstrahlen (positive Atomkerne) von möglichst starker Intensität (große Geschossmengen) und möglichst großer Härte (Geschossgeschwindigkeit) zu erzeugen, um nun in Glasröhren eingeschlossene, stark verdünnte Gase diesem Schnellfeuer auszusetzen. Wenn auch über die erreichten Erfolge nur wenig in die Öffentlichkeit dringt, so soll es sicherem Vernehmen nach doch bereits gelungen sein, mit diesen verstärkten Mitteln die Atomzertrümmerung in solchem Maße zu betreiben, daß sie spektroskopisch nachweisbar wurde. Der hier besprochenen Gruppe darf man auch die Arbeiten des ver-

Kohle-Verkokung u. Verflüssigung und ihr Nutzeffekt



Gegenwärtig sind zwei deutsche Gesellschaften, die Deutsche Steinkohlen-Bergbau A.-G. und die F.-G. Farbenindustrie, mit der Errichtung von Kohleverflüssigungsanlagen beschäftigt. Für die Forschungs- und Versuchsarbeiten, die 1917 von Professor Dr. Bergius eingeleitet wurden, sind nicht weniger als 25 Goldmillionen aufgewendet worden. Wie aus dem Schaubild hervorgeht, stehen den bisher bei der üblichen Verkokung erhältlichen geringen Mengen von Teer- und Leichtöl die aus der Kohleverflüssigung anfallenden 650 Kilogramm, und zwar aus je 1000 Kilogramm Kohle, gegenüber.

storbenen Professors Miethe zu zählen, bei denen das Quecksilberatom (Gewicht 200) in das Goldatom (Gewicht 197) und einen unbekannten Rest zer schlagen wurde. Nach der Theorie kann dieser Rest nur aus dem erwähnten X_2 oder aus drei Wasserstoffkernen bestehen.

Das andere Verfahren, welches besonders mit dem Namen des englischen Physikers Wall verknüpft ist, versucht die Atomstruktur durch starke elektromagnetische Wechselfelder zu zerbrechen. Als Wall seine Arbeiten vor mehreren Jahren begann, mußte sein Unterfangen fast aussichtslos erscheinen. Die stärksten von der Technik damals mit besonderen Kniffen erzeugten elektromagnetischen Felder (Augenmagneten) hatten eine Feldstärke von 40 000 Gauß, wie der Physiker sagt, oder von 40 000 Kraftlinien pro Quadratcentimeter in technischem Maß. Die Theorie ließ vermuten, daß die Atomkerne erst bei Feldstärken von fünf Millionen Gauß zu Bruche gehen würden. Durch raffinierte technische Mittel (Hochspannungskondensatoren und Schwingungskreise) hat Wall aber inzwischen bereits Feldstärken von einer Million Gauß erreicht. Er hat das, was er vorfand, verfünfundzwanzigfach und braucht es nur noch zu verfünffachen, um das von der Theorie gesteckte Ziel zu erreichen.

Zunächst erblicken wir als Ziel aller dieser Versuche das Zerbrechen eines beliebig schweren Atoms in die kleinsten uns bekannten Bausteine der Natur, die Wasserstoffkerne. Aber das Endziel bleibt ja, die mit der Hauptmasse der Atome behafteten positiven elektrischen Elementarquanten selbst restlos aus der Welt zu schaffen und das ihrer Masse entsprechende Energiequantum zu gewinnen.

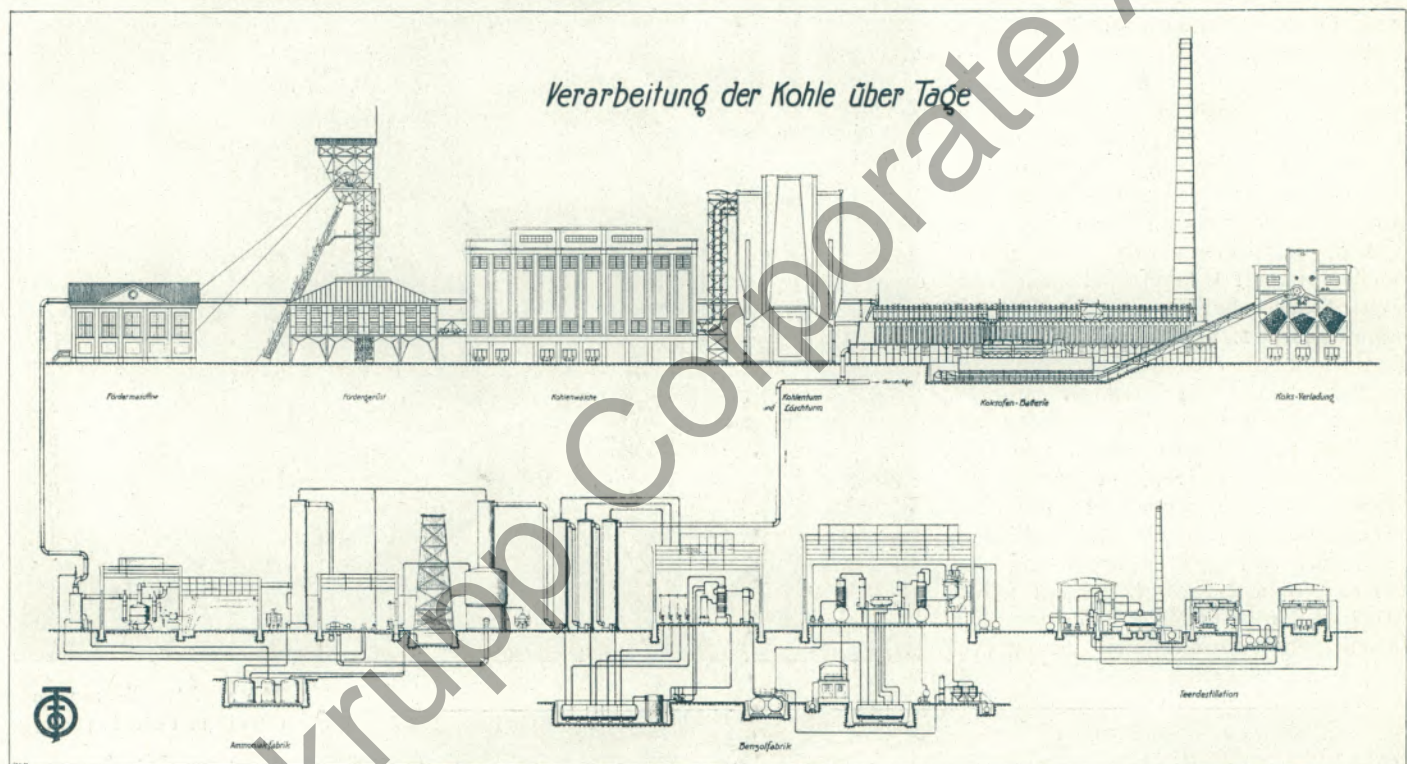
In der Theorie ist das alles klar erkannt. Der Wasserstoffkern enthält die gleiche Elektrizitätsmenge positiv wie das ihn umkreisende Elektron negativ. Wenn er trotzdem die fast 1800fache Masse besitzt, so wird das, wie gesagt, auf den Umstand zurückgeführt, daß die Elektrizität in ihm auf einen außerordentlich viel kleineren Raum konzentriert ist als beim Elektron. Gelingt es, den positiven Wasserstoffkern auch nur so weit aufzulockern, daß er die Größe und damit auch die Masse des negativen Elektrons annähme, so müßte man schon $\frac{1799}{1800}$ seiner Energie frei bekommen. Ob das mit den hier erwähnten und insbesondere mit elektromagnetischen Mitteln gelingen wird, kann nur die Zukunft zeigen.

Die Entwicklung der Kokereitechnik und die Kokereineubauten der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“.

Von Dr.-Ing. W. Koelen und Dr.-Ing. W. Busch, Essen.

Die kurze Darstellung der „Entwicklung der Kokereitechnik“ im Märzheft zeigte die Meilensteine des Weges, auf dem es durch Zusammenarbeit von Wissenschaft und Praxis gelungen ist, aus der primitiven Art der Koksengewinnung durch Kohlenbrennen in Meilern die jetzige Kokereitechnik zu entwickeln. Heute werden mit den modernen Kokereien, die meistens mehrere Ofenbatterien von je 50 bis 100 Koksöfen besitzen, Tagesleistungen von 1500 bis 3000 t Koks erzielt. Ebenso bedeutungsvoll aber wie diese Tagesleistung, die letzten Endes eine Mengenfrage ist, stellt sich der Weg dar, wenn man ihn aus dem Blickwinkel der Auswertung der vielen wertvollen Bestandteile betrachtet, welche in der verkokten Kohle enthalten sind.

Während der Meiler nur mit einer Koksausbeute von rund 500 kg Koks je eingesetzte Tonne Kohle arbeitete und das gesamte heizkräftige Gas mit sämtlichen darin enthaltenen Wertstoffen buchstäblich in die Luft gejagt wurde, erbringen die modernen Koksöfen heute je Tonne eingesetzte Kohle rund 800 kg Koks und — außerdem an wertvollen sogenannten Nebenprodukten 30 kg Teer und 325 cbm Rohgas, das seinerseits wieder 10 kg Rohbenzol, 12 kg schwefelsaures Ammoniak und 160 cbm (= 88 kg) reines, zur Beleuchtung, Kräfteerzeugung oder Heizung verwendbares Gas enthält (vgl. das Schaubild auf Seite 204). Eine Übersicht über die Entwicklung der Kokereitechnik wäre daher lückenhaft, würde in ihr nicht wenigstens ganz kurz eine Darstellung der Gewinnung und Weiterverarbeitung dieser letztgenannten Nebenprodukte gegeben.



II. Teil: Die Gewinnung und Weiterverarbeitung der Nebenprodukte.

Die Gewinnung der beim Verkohlungsprozeß anfallenden hauptsächlichsten Nebenprodukte — Teer, Ammoniak, Benzole und Gas — spielt sich in großen Zügen (vgl. Abb. 2) folgendermaßen ab:

Aus den zu einer Koksöfenbatterie zusammengefaßten Koksöfen tritt das durch Erhitzen der Kohle entwickelte Rohgas durch Abzugsrohre, die sogenannten Steigrohre, in eine Teervorlage, wo der größere Teil des Teeres in flüssiger Form ausgeschieden wird. Das Gas geht darauf weiter nach den etwa 12 m hohen Kühlern, in welchen es so weit abgekühlt wird, daß auch der restliche Teer ausgeschieden wird. Der zurückbleibende Teer wird in besonderen Anlagen, den Teerdestillationen, weiterverarbeitet, und dabei werden Teeröle, Naphthalin, Anthrazen, Pech und andere Produkte gewonnen, welche für die mannigfachsten Zwecke Verwendung finden. Größeren Teerdestillationen ist häufig noch eine Fettsäure-

angegliedert, in welcher ein Teil der Teerdestillationsprodukte zusammen mit anderen Stoffen zu Fetten weiterverarbeitet wird.

Das vom Teer befreite Gas wird in hohe, mit Horden versehene Waschtürme, die Ammoniakwäscher, geleitet. Hier löst sich das im Gas enthaltene Ammoniak in dem ihm entgegenrieselnden Waschwasser auf. Dieses Ammoniakwasser ist als solches praktisch noch nicht verwendbar und muß darum einer weiteren Verarbeitung in der Ammoniakfabrik unterzogen werden. Es wird in stehende zylindrische Behälter (Abtreiber) gepumpt, wie sie auf den Abb. 3 und 4 im Hintergrunde zu sehen sind, und in diesen mit Dampf erhitzt. Das leichtflüchtige Ammoniak wird durch die Einwirkung des Dampfes aus dem Wasser herausgetrieben und durch Rohrleitungen in die Ammoniakfabrik geleitet, die mit Schwefelsäure beschickt sind. Sobald die vorgelegte Schwefel-

säure hinreichend mit Ammoniak gesättigt ist, bildet sich ein weißes kristallinisches Salz, das schwefelsaure Ammoniak, welches in den Sättigern zu Boden sinkt, von Zeit zu Zeit ausgetragen und dann in einer Zentrifuge trocken geschleudert wird. In dieser Beschaffenheit ist das schwefelsaure Ammoniak ein wertvolles und viel angewendetes Stickstoffdüngemittel.

Einen kleinen Einblick in die auch bei den Ammoniakfabriken erzielten Betriebsverbesserungen geben die Ansichten einer alten und einer neuzeitlichen Ammoniakfabrik in den Abb. 3 und 4.

Früher wurden die Ammoniakdämpfe in nicht völlig geschlossene Schwefelsäurebehälter geleitet, wobei die unangenehmen heißen Schwefelsäure- und Laugendämpfe den Arbeitsraum erfüllten und das Bedienungspersonal stark belästigten. Das ausgeschiedene Salz mußte durch Handarbeit mit Schöpfelöffeln aus dem heißen Bade gehoben, auf eine Abtropfbühne gestapelt, von hier in die Zentrifuge zum Schleudern getragen und dann mit Karren nach dem Salzlager gefahren werden. Die ganze Anlage machte einen technisch wenig vollkommenen und sehr unsauberem Eindruck. Jetzt werden die Ammoniakdämpfe in gasdicht geschlossene Behälter geleitet, das auskristallisierte Salz wird mit Hebern direkt auf eine Abtropfspinne befördert, gelangt selbsttätig in die Zentrifuge und von hier mittels einer mechanischen Transport-

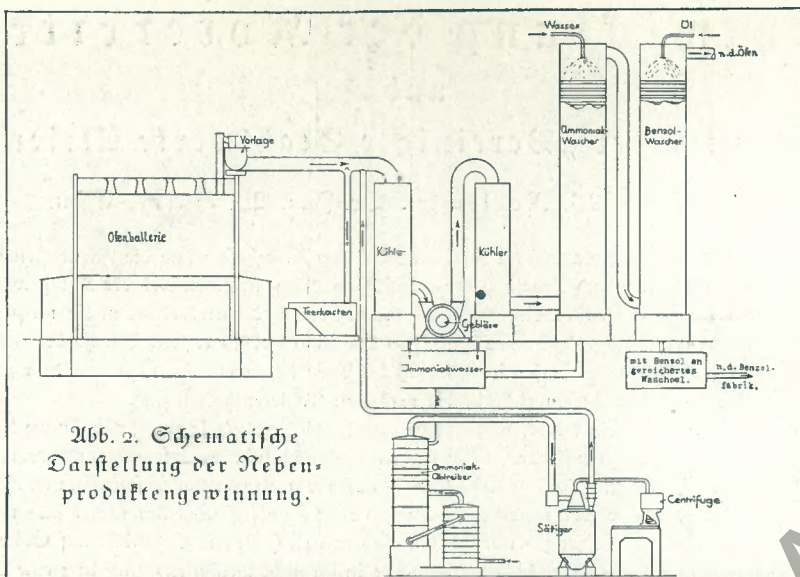


Abb. 2. Schematische Darstellung der Nebenproduktengewinnung.

vorrichtung nach dem Salzlager. Belästigungen durch Säure- und Laugendämpfe werden dadurch vermieden, der ganze Betrieb ist durchaus sauber und liefert außerdem ein bedeutend besseres Salz als früher.

Das in den Ammoniakwäschern vom Ammoniak befreite Gas enthält noch das wertvolle Benzol und daneben andere Kohlenwasserstoffe. Diese werden in der Benzolwäschanlage gewonnen, die nach demselben Prinzip arbeitet wie die Am-

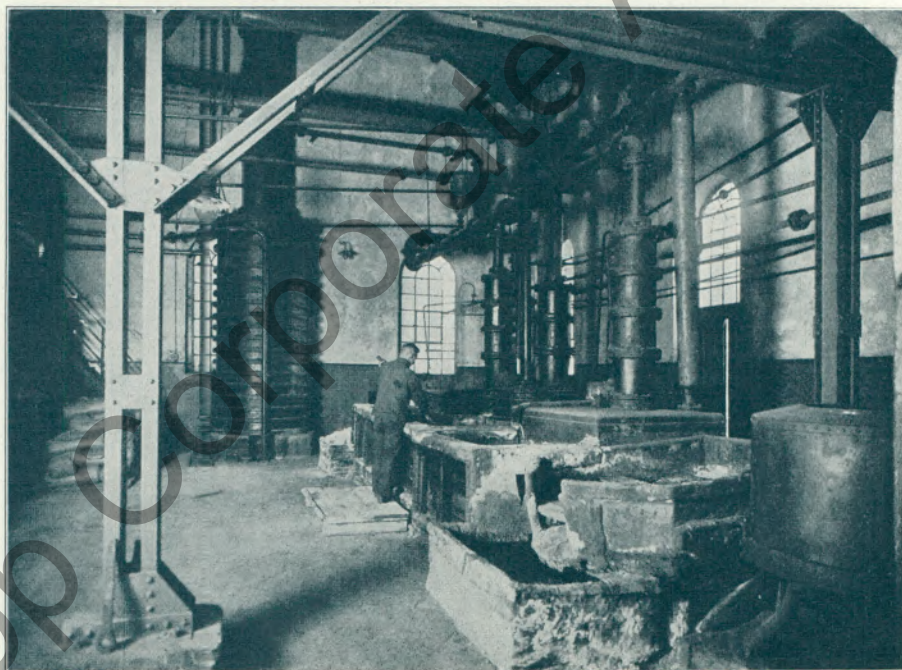


Abb. 3. Alte Ammoniakfabrik mit Schöpfelassen.

moniakwäschanlage, nur daß jetzt dem Gas ein durch Destillation von Rohölen gewonnenes Waschöl entgegenfließt, welches die Fähigkeit hat, die Benzole aufzunehmen. Das mit Benzolen angereicherte Waschöl wird dann in ähnlicher Weise, wie vorher bei den Ammoniakwasserabtreibern beschrieben, durch Dampf erhitzt. Die leicht siedenden Benzole werden

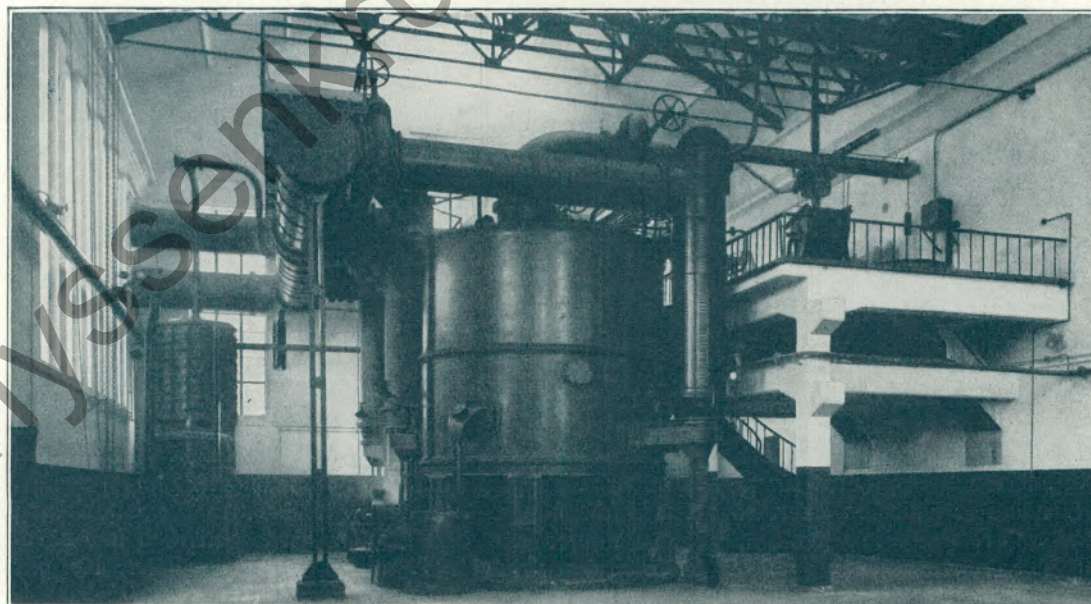


Abb. 4. Ammoniakfabrik mit neuzeitlichen Ammoniakwäschern.

durch die Einwirkung des Dampfes ausgetrieben, dampfförmig in Kühler geleitet und dort wieder in flüssige Form (Rohbenzol, Rohtoluol u. a.) übergeführt, während das schwerer siedende Waschöl zurückbleibt.

Die Rohbenzole müssen in den Benzolreinigungsanlagen noch einem besonderen Reinigungsprozeß unterworfen werden, um sie von störenden Beimengungen zu befreien, und können dann als Betriebsstoff für Automobile, Flugzeuge, Motorboote usw., als Ausgangsmaterial für viele wertvolle Farbstoffe, pharmazeutische und medizinische Präparate, Sprengstoffe, als Lösungsmittel für Fette und noch vieles andere mehr verwendet werden.

Auch in der Apparatur und der Bedienung der Benzolfabriken sind bedeutende Fortschritte gemacht, wie aus den Abb. 5 und 6 ersichtlich ist.

Früher war die Apparatur sehr verwickelt und ausgedehnt, das Arbeiten in den engen Räumen und damit auch die wegen der Brandgefahr erforderliche

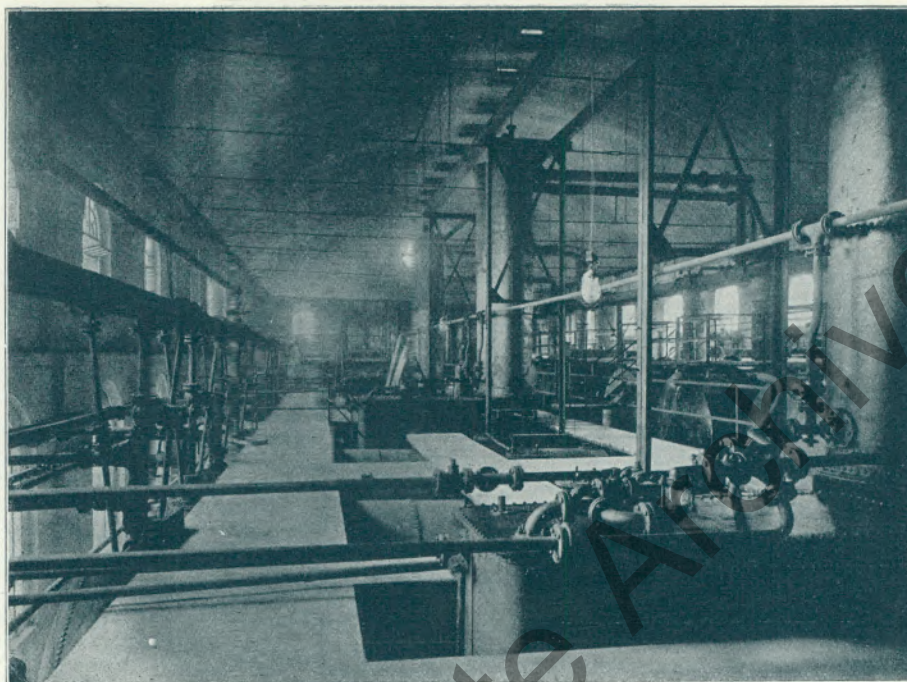


Abb. 5. Alte Benzolfabrik.

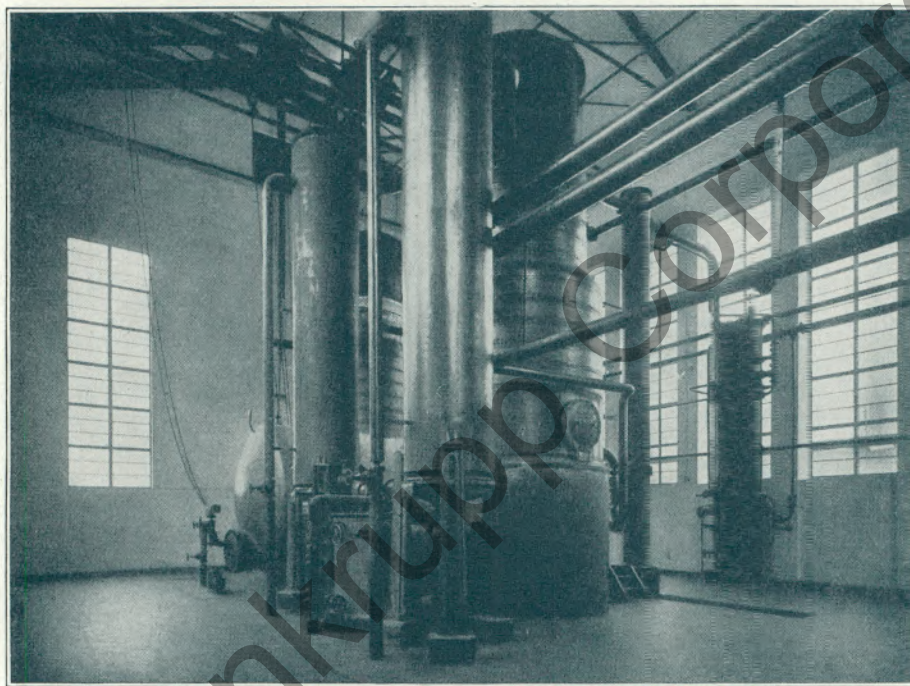


Abb. 6. Neuzeitliche Benzolfabrik.

ständige Überwachung sehr erschwert. Jetzt sind die Benzolfabriken bei ganz bedeutend erhöhter Leistungsfähigkeit leicht zu überwachen und benötigen nur einen Arbeiter als Bedienungspersonal.

Das von Teer, Ammoniak und den Benzolen befreite Gas bedarf für die Verwendung zur Koksofenbeheizung (bei den Abhitz- und Regenerativöfen) oder für metallurgische Zwecke (z. B. Beheizung von Martinöfen) keiner weiteren Verarbeitung mehr. Für die Zwecke der Städtebeleuchtung und zur Verwendung in Haushaltungen muß es dagegen in einer besonderen Reinigungsanlage noch von geringen Mengen Naphthalin, Schwefel und Zyan befreit werden.

Als Erläuterung für die gewaltigen, auf modernen Kokereien zur Abgabe verfügbaren Gasmengen sei angeführt, daß der monatliche Gasbedarf einer Stadt von rund 200 000 Einwohnern, wie Gelsenkirchen, der etwa 2,5 Millionen bhm beträgt, aus der in zwei bis drei Tagen in der Großkokerei Friedrich Thyssen 3/7 verkokten Kohle befriedigt werden kann.

Einen Gesamtüberblick über die einzelnen Arbeitsvorgänge in einer Kokerei gibt die einleitende schematische Darstellung.

Ein Schlußaufsatz in einem der nächsten Hefte wird über die Neuanlage von Zentralkokereien berichten, deren gewaltige Ausmaße Wesen und Bedeutung der kommenden Gasversorgung eindrucksvoll umreißen.

Jede größere Arbeit hat einen ethischen Einfluß. Das Bemühen, einen Stoff zu konzentrieren und harmonisch zu gestalten, ist ein Stein, der in unser Wirken fällt: aus dem engen Kreise werden viele weitere. Nietzsche.

Eine kleine Stelle, die du ganz ausfüllst, ist ein Ehrenplatz, die größte, der du nicht genügst, ein Pranger.

O. von Leixner.

Wonach einer recht mit allen Kräften ringt, das wird ihm: denn die Sehnsucht ist nur der Ausdruck dessen, was unserem Wesen gemäß ist.

Feuchtersleben.

Griechische Wage. (600 v. Chr.)



Nach einem Vasengemälde mit der Inschrift „Handel des Klitos von Taleides gefertigt“

In beiden Schalen liegen Warenballen, ein weiterer wird aufgelegt, wobei sitzende Diener die Schale festhalten.

Babylonisch-Assyrische Wage ca 800 v. Chr.



Der Wagebalken hängt an einem kräftigen vierfüßigen Gestell. Zum Aufhängen der Ware bzw. der Gewichte dienen breite Leder- oder Tuchstreifen. Auf der linken Seite befindet sich das Gewicht, auf der rechten die Ware (Brot). Die Wage wird im Augenblick von einem Gehilfen festgehalten zur Prüfung des Gleichgewichts, während ein 2. Gehilfe auf der anderen Seite noch Ware auflegt.

Die Waage im Wandel der Zeiten.

Von August Kruhm, Frankfurt a. M.

Mit drei Bildern aus den Deutschen Museum, München.

Eines der wichtigsten und ältesten Meßinstrumente ist die Waage. Ihre Verwendung war, wie man aus aufgefundenen ägyptischen und babylonischen Papyrussen nachzuweisen vermag, bereits zwei- bis dreitausend, ja fünftausend Jahre vor dem Beginn unserer Zeitrechnung etwas Alltägliches. Um den Ruhm, die Waage zuerst hergestellt und ihren Gebrauch gelehrt zu haben, streiten sich die Ägypter, die Juden, die Griechen und die Römer.

Über „rechte Maß und Gewicht“ zu wachen, war stets Sache der öffentlichen Gewalt. Schon Karl der Große nahm sich der Ordnung von Maß und Gewichten an, und im „Sachsenspiegel“, dem ältesten der deutschen Rechtsbücher, in dem das Recht des Mittelalters seine vollendetste Darstellung fand, wird dem Oberhaupt der jeweiligen Landgemeinde, dem Bauernmeister, die Befugnis zugesprochen, „oper unrechte Waage zu richten“, und zwar „noch an demselben Tage der Tat, damit die Sache nicht vernünftig wird“.

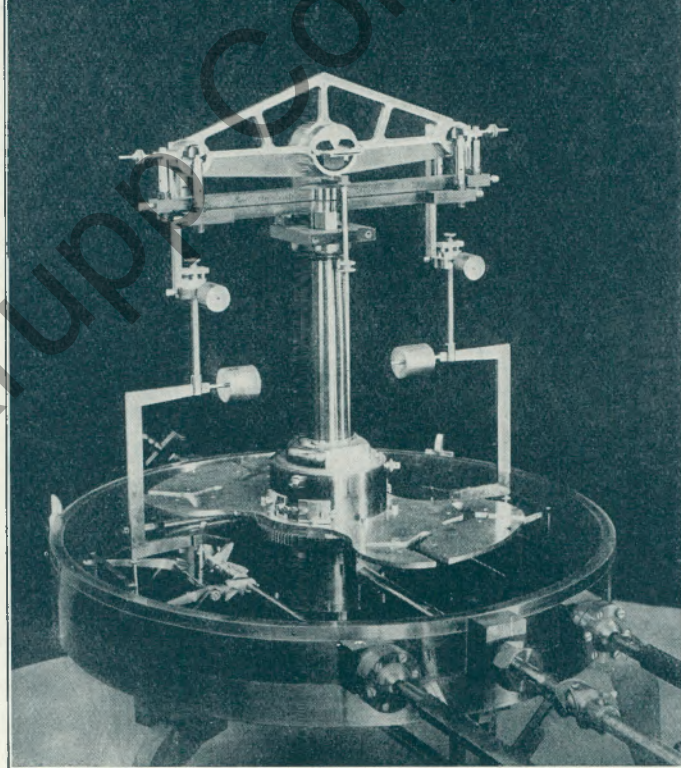
Die Waage im Wandel der Zeiten kann man in jener einzigartigen Sammlung von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik, im Deutschen Museum in München, in einem besonderen Raum in ihrer historischen Entwicklungslinie prächtig verfolgen, gipfelnd in der Kulturart der Schöpfung von ständig überwachten einheitlichen Maß- und Gewichtssystemen, gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Hatte doch bis dahin jede Stadt, jede Grafschaft damals ihre eigenen Zentner, Scheffel, Fuder, Pfunde oder Malter.

Diese fast willkürliche Verschiedenheit in den Maßen wurde erst durch die zum Reichsgesetz erhobene Maß- und Gewichtsordnung vom

17. August 1868 beseitigt, wenngleich man auch schon in früheren Zeiten Verletzungen des Marktverkehrs, der sich mittels der öffentlichen Waage vollzog (für deren vorgeschriebene Benutzung eine Gebühr zu entrichten war), mit Königsbann belegte und Stadtwagen, die das Publikum vor Betrügereien schützten, in besonderen Häusern einrichtete; so gab es z. B. in Braunschweig „die alte Waage“, in Frankfurt a. M. seit 1438 die „Mehl-Waage“ auf dem Garfküchenplatz und die an das Leinwandhaus anstoßende „Stadtwage“ mit dem uralten in Stein gehauenen Stadtdadler, dem ältesten Stadtwappen, welches in Frankfurt a. M. vorhanden ist. Hier war zu Zeiten der Messen regstes Leben. In der Fahrgasse und am Dom drängten sich die Käufer, denn auf der Stadtwage wurden alle Waren, deren Gewicht 50 Pfund überstieg, gewogen, während für das Edelmetall, die Perlen, Korallen usw. eine Silberwaage bereitstand, für Eisen die „Eisen-Waage“, am „Haus bey der Brücken, an dem Brückhoff gelegen“, für „Fuhrwerkswiegen und Überschlagen ein besonderer Waagbalken“, wie 1442 Lersners Chronik meldet, was beweist, daß der Rat der Stadt Frankfurt a. M. für eine äußerst ehrliche Geschäftsgebarung im Handel besorgt und weithin bekannt war, eine Tatsache, die für den Warenhandel ganz Deutschlands nicht ohne

heilsame Wirkung blieb. Das steinerne Standbild der Justitia, der Göttin der Gerechtigkeit, im Jahre 1611 auf dem Brunnen des Römerbergs aufgestellt, mit der Binde vor den Augen und der dennoch richtig wiegenden Waage in der Hand, wurde über Frankfurt hinaus zum Symbol für richtigen Handel und ehrliche Geschäfte.

Vacuumwaage der Kaiserl. Normal-Eichungs-Kommission Berlin



Der Brand der Cheopspyramide.

Roman von Hans Dominik.

[Alle Rechte vorbehalten. Copyright by Ernst Reils Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Berlin und Leipzig.]

(4. Fortsetzung.)

Inhalt des bisher erschienenen Teiles:

Elias Montgomery, dem es gelungen ist, das Problem der Befreiung der Atomenergie zu lösen, ist plötzlich am Herzschlag gestorben. Bis zu seinem Tode hat er das Wesen seiner Erfindung gegen jedermann streng geheimgehalten und sein Laboratorium Montgomery-Hall mit einem undurchdringlichen Netz von Sicherungen umgeben, das das Geheimnis völlig wahrte. Der englische Staat übernimmt unverzüglich die Hinterlassenschaft des Verstorbenen und beauftragt eine Kommission der hervorragendsten englischen Physiker, das Geheimnis zu ergründen. Seit Wochen bemüht sich die Kommission vergeblich, einen geheimnisvollen Apparat, der anscheinend die Lösung des Problems darstellt, in Tätigkeit zu setzen. Schon werden Stimmen laut, die dringlich die Hinzuziehung ausländischer Physiker fordern, mit der Begründung, daß die Verwendung der Atomenergie als Kriegswaffe die einzige Möglichkeit darstellt, um dem ständigen, das gesamte Abendland bedrohenden Vordringen des mauretanischen Volkes, das schon Spanien bis zu den Pyrenäen besetzt hat, erfolgreich Einhalt zu gebieten.

Trotzdem jedem Unbefugten der Zutritt zu Montgomery-Hall verwehrt ist, gelingt es einer mauretanischen Spionin, der russischen Baronin Jolante von Karsküll, dank ihren Beziehungen zu Lord Permbroke, die Erlaubnis zum Besuch des im schottischen Hochmoor gelegenen Schlosses zu erhalten. Wenige Tage später funkten Radiowellen um den Erdball: Montgomerys Apparat ist trotz schärfster Sicherungsmaßnahmen auf unerklärliche Weise aus Montgomery-Hall verschwunden!

In Deutschland haben die Riggers-Werke seit Jahren an dem gleichen Problem gearbeitet, ohne bisher zu einem Abschluß gekommen zu sein. Durch Zufall erfährt Generaldirektor Harder, daß Friedrich Eisenecker, der früher als Ingenieur in seinem Werke gearbeitet und vor vier Jahren fristlos entlassen wurde, weil er, der Namenlose, gewagt hatte, ihn um die Hand seiner einzigen Tochter zu bitten, bei der Diskontobank einen Barren chemisch reinen Goldes deponiert hat. Er vermutet sofort, daß Eisenecker die Lösung des Problems gelungen ist, und beauftragt seinen Neffen Malte von Iversen, alle Schritte Eiseneckers aufs schärfste zu überwachen.

Eisenecker beabsichtigt, seine Erfindung — denn er hat das Problem gelöst — in Amerika auszuwerten, und benutzt zur Überfahrt das Transatlantikflugschiff „Potomac“, das anlässlich der Versuche William Jeffersons, das Problem der Atomenergie unter Zuhilfenahme der in den Niagarafällen aufgespeicherten gewaltigen Kräfte zu lösen, von Hamburg aus zu einem Sonderflug nach Amerika startete. Malte von Iversen gelingt es im letzten Augenblick, ebenfalls noch einen Platz auf dem überfüllten Flugschiff zu erhalten.

Der 18. Juni . . . ein Schicksalstag für Europa und für Amerika. Noch siebte Europa in der Aufregung über das Rätsel von Montgomery-Hall, als die amerikanische Regierung schon eine Armee von Arbeitern an die Fälle warf, um wiederherzustellen, was die entfesselte Energie dort zerstört hatte. Eine schwere und gefährliche Arbeit, da ja die Kraftwerke stilllagen, die Energie für den Betrieb der Baumaschinen und die Beleuchtung der Baustelle behelfsmäßig erzeugt werden mußte.

Aber schon in der Nacht vom 18. auf den 19. Juni begannen sich dort die Trommeln der ersten Betonmischer zu drehen und den Baustoff zu liefern, mit dem man das geborstene Gebirge wieder fließen und verkitten konnte.

Acht Tage und Nächte heißer, unermüdlicher Arbeit. Acht Tage und acht Nächte, in denen die amerikanische Presse sich in Vermutungen und Prophezeiungen überbof.

Europa . . . das altersschwache Europa, was hatte es denn geleistet? Nichts! . . . Wenigstens nichts Greifbares. Mont-

gomerys Apparat verschwunden! Die Riggers-Werke immer noch im Stadium der Vorversuche.

Von Amerika mußte das Heil kommen. Nur hier war es zu erwarten. Im Stollen Jeffersons dort in der Felswand an den Fällen, da würde man die Lösung des Problems finden.

Und nun war es soweit. Jetzt endlich waren die zerklüfteten Felsen geslickt und gestützt. Jetzt konnte man es wagen, in den Stollen einzudringen. Eine kleine, sorgfältig in Washington zusammengestellte Kommission. Regierungsbeamte und Physiker. Sie alle eidlich zur absoluten Verschwiegenheit verpflichtet.

Die schimmernde Juninacht lag über dem Strome. Meilenweit drohte der Donner der frei herabstürzenden Wassermassen durch das Land, als die Kommission beim Lichte der Scheinwerfer in den Stollen eindrang. Ein schmaler, gewundener Felsgang, so niedrig, daß sie sich bücken mußten, als sie ihn durchschritten. Rau und rissig die Felswände. Und dann nach einem Weg von hundert Metern, am Ende des Ganges die eigentliche Arbeitskammer, in der die riesige Energie gewütet hatte. Glasig waren die Felswände hier zusammengeschnitten. Gelblichgoldig schimmerte das Gestein unter den Strahlen der kräftigen Scheinwerfer. Es blendete und verwirrte die Augen und Sinne derer, die es betrachteten.

Was war das? . . . Gold? . . . War es doch geglückt? War es Jefferson doch gelungen, wenigstens das Quecksilber in Gold zu zerschlagen? Hatte der unter dem Überschwange der Energie entweichende Golddampf sich hier auf den schmelzenden Felswänden niedergeschlagen und diese Märchengrotte geschaffen? Mit Gewalt rissen die Männer der Wissenschaft sich von dem zauberhaften Eindruck dieses Bildes los. Mit den unbestechlichen Mitteln ihrer Wissenschaft prüften sie das schimmernde Mineral.

Das Gold war Truggold. Unter der übermächtigen Gewalt der entströmenden Energie erglühend und verdampfend, hatte sich das Kupfer des Apparates mit dem Schwefel des Felsens zu jenem goldgleißenden Mineral verbunden, das schon so manche Goldgräber narrete und trog.

Das stand nun fest. Aber wo war das Quecksilber geblieben? Wie hatte die Riesenkraft der Fälle darauf gewirkt? Sie forschten und suchten weiter, und ein Zufall war ihnen günstig. Dort, in einem Winkel der Felskammer, wo der Boden eine Tasche bildete, fanden sich Überreste des flüssigen Silbers. Wenig nur. Aber das wenige unveränderte reines Quecksilber. In der Gluthitze, die der Strom hier erzeugte, war es verdampft. Als der Fels zerriß, als die Wasser hier einbrachen und Kühlung brachten, hatte der Quecksilberdampf sich wieder niedergeschlagen. Unverändert, unverwandelt trotz der Höllenenergie, die hier tobte.

Aber es war kaum der zehnte Teil jener Quecksilbermengen, die Jefferson in den Stollen gebracht hatte. Wo war der Rest geblieben? War er dampfförmig durch die Risse des aufspaltenden Gebirges entwichen? Hatten die einbrechenden Wassermassen ihn mit hinweggespült? . . . Oder war der Versuch hier doch gelungen? Waren etwa doch die Atome dieser fehlenden Quecksilbermenge in leichtere Metalle zerschlagen worden? Steckten sie doch vielleicht dort in dem Truggold der Wände?

Die Kommission konnte die Antwort auf diese Fragen nicht geben. Sie mußte sich pflichtgemäß an das halten, was erweislich vorhanden war. Und so lautete ihr Urteil: Der Versuch Jeffersons hat keinen Erfolg gehabt. Auf dem Wege, den er vorschlug, ist die Atomenergie nicht zu gewinnen.

Eine Woche noch gelang es der amerikanischen Regierung, dies Gutachten geheimzuhalten. Dann gelangte es auf unkontrollierbaren Wegen zur Kenntnis der Öffentlichkeit und wirkte sich an den Börsen der ganzen Welt aus. Die Kurse der Kohlenwerte, der Kraftwerte, seit Wochen wankend und nachgebend, wurden plötzlich fest und gingen sprunghaft in die Höhe. Nur noch ein kurzes Zwischenspiel schien vielen jetzt das ganze Problem der Atomenergie zu sein. Ein Intermezzo freilich, bei dem an den Börsen Milliarden verloren und gewonnen worden waren.

Eine bescheidene Wohnung in der Calle del Prado in Madrid, in der Antonio Gonzales, pensionierter Oberst der ehemaligen spanischen Armee, seine Tage verbrachte. Heute war Friedrich Eisenecker bei ihm, war plötzlich und überraschend aufgetaucht, war als alter Freund herzlich empfangen worden. Der dunkle Wein von Alicante stand zwischen ihnen und ließ alte Erinnerungen lebendig werden. Don Antonio sprach:

„Da lagen wir unter den zerschossenen Kanonen, dezimiert von dem feindlichen Feuer, das größtenteils aus europäischen Geschützen kam. Oh, die Lore, die nie die Stunde begreifen! Wie hat unsere Regierung gewarnt, gebeten und immer wieder gewarnt.“

Beim Stab der dritten Division der Hauptarmee lagen wir bei Rordova. Der Donner der weittragenden Geschütze, die fürchterlichen Luftkämpfe . . . bis endlich unsere eigene Luftflotte vernichtet, wir wehrlos den feindlichen Fliegergeschwadern ausgesetzt waren, die Tod und Verderben auf uns niedersandten.

Und während das alles geschah, berieten sie noch in den europäischen Kabinetten, wer den Oberbefehl über die Truppen führen sollte, die sich in Frankreich zu versammeln begannen. Während sie noch debattierten und feilschten, da kam, was ich fürchtete, und was bei uns doch kaum einer geglaubt hatte. Da wiederholte sich der Tag von 711. Da kamen sie über die Meerenge herübergezogen unter dem Wasser, auf dem Wasser, durch die Luft. Wie Heuschreckenschwärme ergossen sich ihre Scharen über unser Land.

Immer noch berieten die in Europa, und als sie endlich mit ihren Beratungen fertig waren, da stand schon der Feind an den Pyrenäenpässen und sperrte der Hilfe jeden Weg. Kleinkrieg in den Bergen! Gewiß, unser stolzes Volk wollte sich nicht so widerstandslos ergeben. Aber die Zeiten hatten sich geändert. Was früher einmal möglich war, dem machten die maurischen Flugzeuggeschwader bald den Garaus.“

„Mein lieber alter Freund, wir lasen davon in den europäischen Zeitungen. Lasen zwischen den Zeilen, daß Europa sich scheute, den Kampf bis aufs Messer mit der gewaltig gewachsenen maurischen Macht aufzunehmen.“

„Mit der maurischen Macht? Das war's nicht allein, Señor Eisenecker. Sie fürchteten . . . sie wußten in Europa, daß die islamitischen Reiche verbündet waren. Sie wußten, daß sie gleichzeitig Nordafrika und den vierten Teil Asiens gegen sich haben würden. Darum wich Europa vor der drohenden Geste Abdurrahmans zurück. Darum liegt unser Vaterland heute noch in Knechtschaft. Eine Schmach für uns, eine Schmach für Europa!“

Der Oberst schwieg. Eisenecker blickte sinnend auf sein Glas, in dem ein verlorener Sonnenstrahl sich blutrot brach. Seine Augen hingen an dem Purpurschein, als hätte er eine Vision. Langsam und stockend begann er zu sprechen.

„Es wird nicht so bleiben, Don Antonio. Ich sehe . . . ich sehe den Tag, an dem die Massen wieder nach Süden zurückfluten. Einen Tag, an dem die maurische Herrschaft dahinschmilzt wie Märzschnee. Einen Tag, an dem die Sonne Spaniens wieder hell leuchtet . . . auf den Tag, Don Antonio!“

Er hob sein Glas und trank dem Freunde zu. Der tat Bescheid.

„Ich trinke mit! Mag der Tag kommen! Bald kommen, daß wir ihn noch erleben.“

„Der Tag wird kommen, Don Antonio . . . bis dahin . . . muß die maurische Herrschaft ertragen werden. Die Geschichte der letzten hundert Jahre zeigt Beispiele viel schlimmerer, viel drückenderer Okkupationen. Noch heute spricht man im deutschen Rheinland mit Grauen von jenen längst vergangenen Zeiten, da dort französische Besatzungen hausten. Noch heute gedenken die deutschen Einwohner von Südtirol mit Abscheu an die Vergewaltigungsversuche der Italiener. Damit verglichen, scheint mir die Maurenherrschaft fast milde zu sein.“

Wer nicht scharf hinsieht, merkt kaum etwas von der Besetzung des Landes. Die Verwaltung liegt in den Händen Ihres alten Beamtenapparates. Spanische Richter urteilen nach spanischem Recht und in spanischer Sprache. Das Volk geht seinem Erwerb wie früher nach . . .“

„Das ist es ja, Señor Eisenecker. Das ist ja das Schlimme. Dieser kluge Abdurrahman vermeidet alles, was auch nur den Anschein einer Bedrückung erwecken könnte. Unsere religiösen Einrichtungen und Sitten, unsere bürgerlichen Gebräuche, Spiele und Feste, alles wie früher! Jeder kann unbehindert seinen Geschäften nachgehen. Auch die Steuern nicht höher als früher, nur mit dem Unterschied, daß sie jetzt in maurische Kassen fließen. Strengste Manneszucht der Truppen. Größte Zurückhaltung des Militärs im öffentlichen Leben. Das ist ja die teuflisch schlaue Politik des Kalifen, alles zu vermeiden, was Unzufriedenheit erregen könnte.“

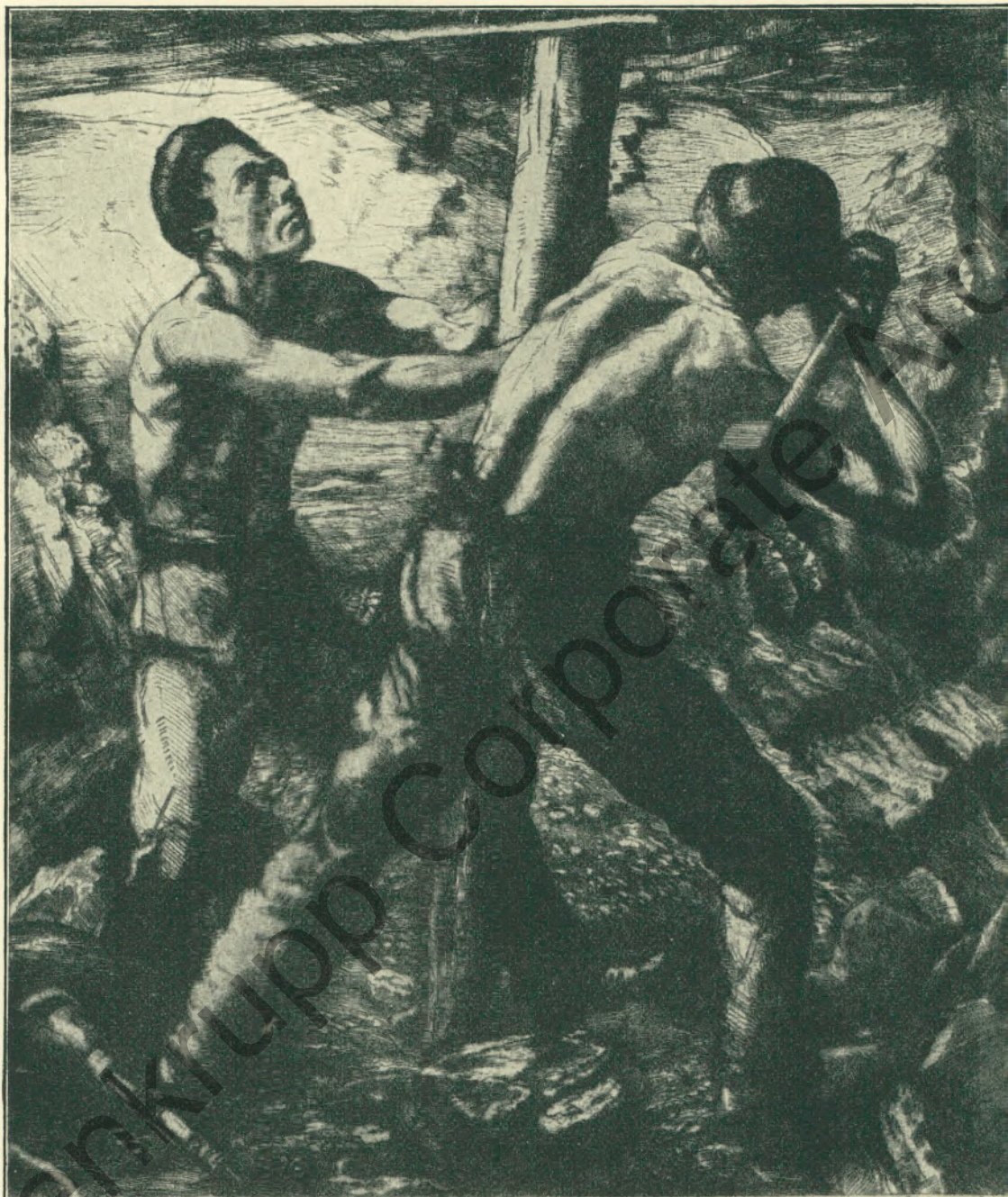
Das Volk in seiner Masse spürt kaum etwas von dem Wechsel der Gewalt, von dem Wandel der Dinge. Den Fremden, die aus Europa in unser Land kommen wollen, werden nicht die geringsten Schwierigkeiten gemacht. Sie finden Gelegenheit, alles mit eigenen Augen zu betrachten. Wenn sie objektiv sind, müssen sie zugeben, daß die wirtschaftliche Lage des Landes in keiner Weise schlechter geworden ist. Die maurischen Eroberer vermeiden alles, was etwa das Interesse der übrigen Welt an den so sehr veränderten Umständen erregen könnte.

Gelegentlich ein paar Putschs . . . das kommt wohl vor, wird aber immer schnell und mit größter Energie unterdrückt, dringt kaum in die Öffentlichkeit . . .“

Ein Lärm von der Straße her unterbrach den Obersten, ließ auch Eisenecker aufhorchen und ans Fenster treten. Ein Gebrüll wie von Betrunknen. Das Geheul der Volksmasse. Jetzt ein Schuß . . . jetzt der Gleichschritt heranmarschierender Truppen. War es einer dieser Putschs, von denen Antonio Gonzales soeben gesprochen hatte?

Iversen hatte Eisenecker nicht aus den Augen verloren. Von den Niagarafällen war er ihm nach Frankreich und Spanien gefolgt, hängte sich auch hier in Madrid an seine Fersen. Jetzt stand er abwartend in der Calle del Prado, vertrieb sich die Zeit, indem er Beobachtungen machte, und amüsierte sich über zwei Betrunkene.

Ein spanischer Polizist versuchte die beiden Opfer des Alkohols von der Straße zu bringen, wurde aber mit ihnen nicht fertig. In seiner Verlegenheit rief er eine gerade vorbeimarschierende maurische Wache um Hilfe an, und im Augenblick verwandelte sich die Szene. Das Vorgehen des Poli-



WIR WIDMEN DIESES BLATT
FÜR 25 JAHRE TREUER
DIENSTE

Karlmann Dahlke

VEREINIGTE STAHLWERKE A.G. ABTEILUNG BERGBAU



Erinnerungsblatt

zisten, Fremde gegen seine Landsleute aufzubieten, erregte allgemeinen Unwillen. In wenigen Minuten waren die maurischen Soldaten von schreienden, gestikulierenden und drohenden Gruppen umringt. Und nun nahm die Angelegenheit eine dramatische Wendung, denn irgendwo fiel aus der Menge ein Schuß und wirkte wie ein Alarmsignal. Sofort eilten aus den Seitenstraßen andere Truppen herbei und riegelten den Platz ab. Ehe Iversen die Entwicklung der Dinge noch recht begriffen hatte, fühlte er eine schwere Hand auf seiner Schulter, und der barsche Befehl: Zur Wache! drang an sein Ohr. Das gesamte am Latort befindliche Publikum, wohl an dreißig Personen, mußte, von den Truppen eskortiert, den Weg zur Polizeiwache antreten.

Es war höhere Gewalt. Jeder Widerstand unmöglich. Das sah Iversen wohl ein und fügte sich in das Unvermeidliche. Was sollte ihm auch schließlich passieren? Seine Papiere waren ja in bester Ordnung, sein Paß enthielt einen besonderen empfehlenden Vermerk des maurischen Generalkonsuls in Berlin.

Der Weg zur Wache war etwa zehn Minuten weit. Der Zufall brachte Iversen dabei an die Seite einer jungen, hellblonden Dame, und mit wachsendem Interesse musterte er die Gestalt seiner Leidensgenossin. Ganz offensichtlich keine Spanierin. Zweifelloso germanisches Blut. Engländerin? . . . Skandinavierin? Oder vielleicht auch Deutsche? Iversen überlegte noch, wie er die Herkunft seiner Begleiterin ermitteln könne, als aus der Reihe der hinter ihm Gehenden, mehr im Scherz als im Ernst gemeint, eine Bemerkung fiel: Wer jetzt keinen Paß hat, dem geht es schlecht. Ein Lächeln flog über Iversens Züge. Selbstzufrieden strich er mit der Hand über die Brusttasche, in der er seinen Paß wußte. Ganz anders war die junge Dame. In sichtlicher Aufregung begann sie in ihrer Handtasche zu suchen, während deutsche Worte von ihren Lippen fielen: „O Gott, mein Paß, wo ist denn nur mein Paß geblieben!“

Also doch eine Deutsche! Iversen hielt es für geboten, sich ins Mittel zu legen.

„Nur Ruhe, meine Gnädigste. Wenn Sie Ihren Paß bei sich hatten, so muß er auch jetzt noch da sein. Sehen Sie Ihre Tasche nur in Ruhe durch! Ah, sehen Sie, da ist er ja schon!“

Erleichtert atmete die Dame auf. Abgebrochen kam es von ihren Lippen:

„Gott sei Dank, daß er da ist . . . das hätte doch unangenehm werden können . . .“

Sie beherrschte das Deutsche zwar fließend, sprach es aber mit dem etwas harten Akzent der Balten.

„Seien Sie unbesorgt, meine Gnädigste. Der Zwischenfall ist für uns alle nicht angenehm. Aber schließlich wird es mit einer kurzen Prüfung unserer Papiere sein Bewenden haben. In einer halben Stunde werden sich die Besitzer von ordnungsgemäßen Pässen zweifellos wieder im Genuße voller Freiheit befinden.“

Unverwandt ruhten die Blicke Iversens dabei auf den Zügen seiner Begleiterin. Er hätte gern noch weitergesprochen, wenn der Zug nicht inzwischen bei der Wache angekommen wäre.

Hier ging es schnell voran. Kurze Kommandos: Alle Personen ohne Pässe in diesen Raum! Alle Personen mit Pässen in dies Zimmer!

Der Polizeikommissar . . . Iversen konnte nicht recht klug daraus werden . . . war es ein Spanier, ein Spaniole oder ein Maure? Er drängte sich vor, hielt dem Beamten seinen Paß vor die Nase, deutete mit dem Finger auf den Vermerk.

„Hier mein Paß, Herr Kommissar. Hier eine besondere Empfehlung Ihres Generalkonsuls in Berlin.“ Der Kommissar warf kaum einen Blick darauf.

„Warten Sie, Señor! Erst die Damen!“

Damit wandte er sich der blonden Begleiterin Iversens zu und nahm deren Paß in Empfang.

„O Señora, entschuldigen Sie bitte . . . verzeihen Sie bitte! Ein peinlicher Mißgriff . . . die Beamten wußten nicht . . .“ Mit vielen Verbeugungen gab der Kommissar der Dame ihren Paß zurück, begleitete sie selbst unter nochmaligen Entschuldigungen aus der Wache. Kam dann zurück, die Ausweise der übrigen zu prüfen, und war wieder genau so barsch und kurz angebunden wie vorher.

„Hier mein Paß, Herr Kommissar. Ich habe eine besondere Empfehlung Ihres Generalkonsuls.“

„Interessiert mich nicht. Tragen Sie eine Waffe bei sich?“

„Nein, Herr Kommissar.“

Ein kurzes Betasten der Kleidung Iversens, ob nicht doch irgendwo eine verborgene Waffe steckte.

„Gut, Sie können gehen.“

„Gut, danke! Beinahe hätte ich gesagt: Auf Wiedersehen!“

Er verließ die Wache und schlenderte nachdenklich durch die Straßen. Diese blonde Dame, sie ging ihm nicht aus dem Kopf. Wer war sie? Was für einen Paß . . . was für einen ganz besonderen Ausweis muß sie besitzen?

Unablässig spann sein Gehirn immer neue Gedankenreihen, während er automatisch weiterschritt. Den breiten Paseo del Prado entlang am Jardino Botanico vorbei und da . . . da schritt sie ja vor ihm, die, mit der seine Gedanken sich unablässig beschäftigten. Vorsichtig und unauffällig folgte er der vor ihm Schreitenden, gelangte schließlich an der Estación del Mediodía vorüber in einen villenartigen Vorort und sah sie dort in einem Eckhaus verschwinden.

Das Schild an der Tür . . . ein maurischer Name. Kein Anhalt von Bedeutung. Vergeblich versuchte er immer neue Kombinationen. Ist sie etwa deutsche Erzieherin in einem maurischen Hause? . . . Das wäre kein Grund für die auffallende Höflichkeit dieses Polizeikommissars . . . oder . . . ist sie vielleicht die Geliebte eines maurischen Großen? Das würde das Benehmen des Polizeimannes eher erklären. Aber aus anderen Gründen — Iversen war sich über deren Art selber nicht klar — verwarf er diese zweite Hypothese schon in dem Augenblick, in dem er sie aufgestellt hatte.

Grübelnd und sinnend schritt er um das Eckhaus herum und betrachtete die Einzelheiten des Gebäudes. Hier, in dieser Nebenstraße, noch ein zweiter, kleinerer Eingang, anscheinend nur für die Dienerschaft bestimmt. Schon war er im Begriff, die Nachforschungen aufzugeben, schritt wieder der Straßenecke zu, als eine Autohupe ihn aufblicken ließ. Ein Kraftwagen fuhr an ihm vorbei und hielt vor jenem kleineren Eingang.

Er drehte sich interessiert um. Ein Auto, das vor dem Eingang für Dienstboten hielt. Das mußte er sich näher ansehen. Näher, aber unauffällig.

Ein böiger Wind wehte ihm entgegen, gab ihm Gelegenheit, einen Trick anzuwenden. War es der Wind, oder war es Iversens Hand? Jedenfalls flog sein Hut ihm fort und rollte auf den Kraftwagen zu. Er eilte ihm nach. Aber er tat es absichtlich ungeschickt, denn er wollte ihn erst hinter dem Kraftwagen erreichen.

In diesem Augenblick öffnete sich der Wagenschlag. Dem Gefährt entstieg eine hochgewachsene blonde Dame, ein Gegenstück . . . fast ein Ebenbild jener anderen, die Iversen vor kurzem in das Haus gehen sah. Sie trat auf den Bürgersteig und hielt den heranzwirbelnden Hut mit dem Schirm auf, so daß Iversen ihn bequem aufnehmen konnte. Mit einer tiefen Verbeugung bedankte er sich für diese Gefälligkeit, musterte gleichzeitig mit Blitzesschnelle alle Einzelheiten seines Gegenübers. Die Kleider von spanischem Schnitt. Eine Mantilla um die Schultern. Und doch keine Spanierin. Das blonde Haar sprach zu deutlich dagegen.

Während er seinen Hut abstäubte, hörte er sie dem Chauffeur eine kurze Weisung geben: „Kommen Sie um acht Uhr wieder!“ Sah, wie sie ein Schlüsselschen aus der Tasche zog, den kleinen Eingang selbst öffnete und im Inneren des Hauses verschwand.

Alle Wetter! Ein blondes Kapital! Was waren das für Leute? Wer waren die Bewohner dieses Hauses? Das mußte doch herauszubekommen sein! Er trat in einen nahegelegenen Laden und schlug das Adressbuch auf. Ein spanischer Graf als Eigentümer. Aber am Hause selbst stand doch ein maurischer Name. Ah so! Das Adressbuch war schon drei Jahre alt.

Er fragte den Ladeninhaber selbst. Der konnte nur mangelhafte Auskunft geben.

„Das Haus ist das Kavalerhaus des anstoßenden Palais Almeida, jetzt Palais Iraklis. Gegenwärtig wohnen zwei Ausländerinnen darin.“ Das war alles, was der Mann wußte. Iversen mußte es auf andere Weise in Erfahrung bringen.

Jolanthe saß dem Fürsten Iraklis gegenüber an der anderen Ecke des Kamins.

„Wenn man dich hört, Jolanthe, könnte man denken, du wärest dir der Größe deines Erfolges nicht ganz bewußt.“

„Nun, was war es denn Großes, nachdem ich durch Lord Permbroke selbst auf die einfachste Weise hinter das Geheimnis der Sicherungen gekommen war! Halil Rifaat war auf seinem Posten. Als ich zum Flugschiff zurückging, meine ver-gessene Tasche zu holen, half er mir eifrig beim Suchen. Wir waren ganz allein. Ich konnte ihm das System der Sicherungen gut und deutlich erklären.“

Den Kranken spielte er virtuos. Mit den Reizmitteln, die er verpackt bei sich trug, hielt er sich ständig in hohem Fieber.

Das Schwierigste, nachts zur verabredeten Stunde unbemerkt das Lazarett zu verlassen und in Montgomerys Räume zu dringen, gelang ihm glänzend. Er schaltete die Sicherungen aus, daß eure Helikoptere ihren Spähkorb in den hinteren Schlosshof hinablassen konnte. Er legte Montgomerys Apparat hinein. Der Korb wurde hochgezogen.

Halil Rifaat eilte zurück, stellte die Sicherungen wieder ein und legte sich wieder in sein Bett im Lazarett. Die einfachste Sache der Welt!“

Der Fürst lächelte. „Einfach! Du nennst einfach, was für jeden anderen eine harte Nuß . . . wahrscheinlich überhaupt unmöglich gewesen wäre. Selbst der Kalif zweifelte manchmal an der Möglichkeit. Er wird dir selbst seinen Dank aussprechen.“

„Der Kalif?“

„Ja gewiß. Er wird in diesen Tagen erwartet.“

„So werde ich Gelegenheit haben, ihn zu sehen?“

„Unbedingt, Jolanthe. Er will das kostbare Beutestück selbst sehen, ehe es . . .“

Das Eintreten der Fürstin und Modestes unterbrach ihn. Er erhob sich und räumte seinen Platz der Fürstin.

„Ich werde vielleicht schon heute Genaueres über die Ankunft unseres Herrn erfahren. Ich gehe jetzt zum Vortrag beim Prinzen.“

„Können wir ihn nicht heute abend bei uns sehen?“ fragte die Fürstin; „er wird vielleicht auch gern Näheres von Jolanthe selbst erfahren wollen.“

Der Fürst zögerte, unschlüssig, mit einem Blick auf Modeste.

„Ich weiß nicht . . .“

„Ein andermal, vielleicht morgen“, unterbrach ihn Jolanthe.

Raum, daß sich die Tür hinter dem Fürsten geschlossen, verließ auch die Fürstin den Raum. Eine Zeitlang herrschte Schweigen.

„Willst du nicht hier am Kamin Platz nehmen, Modeste?“

„Gewiß, Jolanthe! Es drängt mich, mit dir über unsere Abreise zu sprechen. Ich habe deine Ankunft mit Ungeduld erwartet.“

„Ich bin erstaunt, Modeste. So schnell bist du des schönen Madrid überdrüssig geworden? Ich glaubte, nach dem eintönigen einsamen Leben auf dem Tirsenhof würdest du dich hier ganz besonders wohl fühlen. Was mißfällt dir an dem Aufenthalt hier?“

„Mißfallen? . . . Der Ausdruck ist vielleicht etwas zu stark, Jolanthe. Ich möchte eher sagen, ich fühle mich nicht wohl hier. Mag sein, daß es der schroffe Wechsel zwischen dem Tirsenhof mit seinen kleinen harmlosen Freuden und der großen Weltstadt hier ist. Zweifellos trägt auch dazu bei, daß ich das Gefühl nicht los werde, mich hier auf feindlichem Boden zu befinden.“

„Spanien feindlicher Boden? Modeste, ich verstehe nicht . . .“

„Gewiß, Jolanthe! Natürlich meine ich nicht die spanische Bevölkerung, ich meine die Herren des Landes, die Mauren.“

„Ah, siehe da, die kleine Patriotin! Fühlst du so ganz als Paneuropäerin?“ Jolanthe lachte hell auf. „Doch im Ernst, Modeste . . . du brauchst mich nicht so erstaunt anzusehen . . . ich glaube genügend Einblick in die spanischen Verhältnisse gewonnen zu haben, um zu behaupten, daß die große Masse sich schon stark mit den neuen Verhältnissen abgefunden hat. Wes-halb willst du spanischer sein als die Spanier?“

„Du willst oder kannst mich nicht verstehen, Jolanthe. Aber glaube mir, es dürfte nicht viele Spanier geben, die nicht den Tag herbeisehnten, an dem die maurische Fremdherrschaft fällt.“

„Und du selbst an erster Stelle!“ Jolanthe stieß ein hartes ironisches Lachen aus. „Ja, wenn das Prinz Ahmed wüßte!“

„Prinz Ahmed?“ Modeste wandte ihr Gesicht ab. Vergebens suchte sie die aufsteigende Röte zu verbergen. „Du berührst damit eine Sache, Jolanthe, die mich seit einiger Zeit stark beunruhigt.“

„Ah! Was ist das? Modeste! . . . Wohl gar ein süßes Geheimnis?“

„Jolanthe, ich bitte dich, scherze nicht mit Dingen, die wenig geeignet dazu sind. Höre mich erst an!“

„Bitte, Modeste, ich bin aufs äußerste gespannt.“

„Prinz Ahmed steht, wie du weißt, dem Fürsten sehr nahe und kommt oft in dessen Haus. Sein lebenswürdiges Wesen, seine einfache, schlichte Art machten ihn mir zu einem, ich sage es offen . . . gern gesehenen Gesellschafter. Später . . .“ Modeste stockte in peinlicher Verlegenheit.

„Nun, später . . . änderte er sein Benehmen, oder was meinst du?“

„Ja, du sagst es. Ich verstand zunächst nicht und glaubte, mich zu irren. Aber bald zeigten mir die Blicke der anderen, daß ich recht gesehen.“

„Und was war es? Was sahst du?“

Modeste zögerte, als koste es sie Überwindung, zu sprechen.

„Der Prinz wurde in einer Weise vertraulich, daß es . . . es war klar, daß er sich um meine Gunst bemühe.“

„Ah, endlich! . . . Und was weiter?“

Modeste starrte die Schwester fragend an.

„Jolanthe, ich verstehe dich nicht! Du scheinst die Sache als Bagatelle zu behandeln.“

„Keineswegs, meine Liebe! Was du sagst, ist von größter Wichtigkeit und erfüllt mich mit stolzer Freude. Du, Modeste von Karstall . . . Gemahlin des Prinzen Ahmed! Schon die Aussicht . . . ich muß dich beglückwünschen!“

Jolanthe war aufgestanden und zu ihrer Schwester getreten. Ihr Arm legte sich schwer um den Nacken Modestes.

„Und du? Was tatest du?“

„Ich übte die größte Zurückhaltung, suchte ihm zu verstehen zu geben, daß seine Bemühungen umsonst, sein Werben aus-sichtslos . . .“

„Was? Das tatest du? . . . Unmöglich!“ Jolantes Hand grub sich so fest in die Schulter Modestes, daß diese schmerzhaft zusammenzuckte.

„Jolanthe! Was ist dir?“ Modeste war aufgesprungen und schaute die Schwester fragend an. „Du bist erregt über . . .?“

„Über dein unglaubliches Verhalten. Gewiß, das bin ich. Du . . . du wärest imstande, einen Antrag des Prinzen Ahmed Guad, des Bruders des Kalifen, zurückzuweisen? Bist du dir auch nur im entferntesten über die Tragweite deines Handelns klar?“

Modeste hatte sich wieder am Kamin niedergesetzt. Ihre Stimme klang kühl und gelassen.

„Ich bin mir darüber klar, daß ich keine Liebe für den Prinzen empfinde . . . und daß Motive anderer Art mein Handeln niemals beeinflussen können.“

„Modeste! Du bist nicht bei Sinnen! Du willst die Hand des Prinzen zurückweisen? Die Hand, die vielleicht später einmal das Zepter des maurischen Reiches führen wird? Der Kalif ist ehelos . . . möglich, daß er es bleibt! Prinz Ahmed als nächster Verwandter der Thronerbe. Das alles sollte dir gleichgültig sein?“

„Jolanthe . . . du hast es selbst früher so oft gesagt, daß unsere Naturen völlig verschieden sind. Du hast wenig von dem Blute der Karstüls in dir. Du artest mehr nach dem Geschlecht deiner Mutter. Für dich mag die Aussicht, Prinzessin Guad zu werden, verlockend sein. Bei dir mögen alle Gründe, die dagegen sprechen, zurücktreten. Ich denke anders!“

„Dein Denken und Fühlen geht wohl . . . auf . . . irgend-einen livländischen Landjunker? Vielleicht gar hat schon einer dieser Braven dein Herz gewonnen?“

„Dein Spott trifft mich nicht, Jolanthe. Ich bin nicht gebunden.“

„Um so besser! Dann hoffe ich bestimmt, daß du dich be-sinnst . . . daß du nicht eine Chance von dir weist, die sich dir in deinem ganzen Leben nie wieder bietet. Ganz abgesehen von seiner hohen Stellung: Prinz Ahmed vereinigt die höchsten Mannestugenden in sich.“

Jolanthe schaute eindringlich auf das schöne Mädchen, das zart und hoch vor ihr stand.

„Das leugne ich nicht! Aber ich liebe ihn nicht, werde ihn niemals lieben können.“

Ein harter Zug legte sich um die Lippen Jolantes.

„Liebe! Immer wieder das Wort! Ich dachte, in diesem Falle wären derartige . . . feinere seelische Essenzen über-flüssig.“

„Genug, Jolanthe! Du verschwendest deine Worte! Es wird dir nicht gelingen, meine Gefühle zu beeinflussen . . . Es liegt mir unter diesen Umständen daran, Madrid recht bald zu verlassen. Du wirst es begreiflich finden . . .“

Jolanthe warf den Kopf zurück.

„Dein Wunsch wird sehr bald in Erfüllung gehen. Ich sagte dir schon in Livland, daß unser Aufenthalt in Madrid nur vorübergehend sein würde. Wir werden jedoch nicht direkt nach England gehen, sondern für einige Zeit in Biarritz Station machen. Meine Nerven sind nicht ganz intakt. Ich hoffe von dem wunderbaren Seeklima in Biarritz schnelle Er-holung.“

„Sehr schön, Jolanthe! Ich freue mich darauf.“

„Doch denke nicht, daß ich damit meine Hoffnungen bezüglich des Prinzen aufgebe. Du bist jung . . . sehr jung, hast noch die Ideale der Jugend. Mit der Zeit wirst du lernen, Fühler über seelische Affektionen zu denken. Heute kommst du dir noch groß vor, wenn du solche idealistisch klingenden Aphorismen aussprichst . . . du könntest nicht ohne Liebe hei-raten? . . . Morgen wirst du darüber lachen.“

Wenig befriedigt war Jversen in sein Hotel zurückgekehrt. Ein Blick auf die Schlüsseltafel in der Portierloge zeigte ihm, daß Eisenecker inzwischen zurückgekehrt und auf sein Zimmer gegangen war. Der war ihm also sicher. So ließ er sich in der Halle nieder, bestellte einen Whisky mit Soda und begann das Ergebnis seiner heutigen Beobachtungen zu überschlagen, seinen Bericht für den Generaldirektor Harder zu überlegen. Das eine schien außer Zweifel: Eisenecker unterhielt keine Be-ziehungen zu maurischen Behörden.

Sein Bericht. Inhaltlos wie meist. Schon längst hatte er bereut, den Auftrag übernommen zu haben.

Was hatte Harder veranlaßt, ihn hinter Eisenecker her-zuschicken? Die Angst, daß Eisenecker seine Erfindung unter Benützung der Erfahrungen der Riggers-Werke gemacht habe. Nun etwa das Resultat seiner Arbeiten zum Nachteil der Riggers-Werke anderen in die Hände gab.

Ja! War er denn so sicher, daß Eiseneckers Erfindung überhaupt auf den Erfahrungen der Riggers-Werke basierte? So ganz wollte ihm das nicht einleuchten. Die Sache mit dem Gold wollte ihm gar nicht aus dem Kopf. Da war doch niemals auch in der Presse die Rede von gewesen, daß bei der Erschließung der Atomenergie nach dem Verfahren der Riggers-Werke Gold gewonnen werden konnte.

Er erinnerte sich immer daran, wie Harder doch recht nervös wurde, als er eine diesbezügliche Frage stellte. Je länger er darüber nachgedacht, desto mehr war ihm das alles in verän-dertem Licht erschienen. Manchmal wollte es ihn dünken, daß die Pläne und Absichten Harders nicht so ganz lauter wären. Gefränkter Ehrgeiz, Neid, daß ein anderer ihm auf anderem Wege die Frucht jahrzehntelanger Arbeit weggenommen!

Jäh wurde er in seinem Nachdenken unterbrochen.

Ein Herr in Zivil stand neben ihm, in der Hand das Jversenwohlbekannte Erkennungszeichen der politischen Polizei.

„Bitte, folgen Sie mir recht unauffällig!“

Jversen spürte eine Art von Galgenhumor. Der Tag schien ja allerhand zu versprechen. Ingrimig faßte er nach seinem Hut und folgte dem Beamten zur Wache. Zu derselben Wache, die er vor kurzem verlassen, zu demselben Kommissar, von dem er eben erst Abschied genommen hatte.

„Herr Kommissar, darf ich mir eine Frage erlauben?“

„Bitte sehr, mein Herr, fragen Sie.“

„Ich möchte gern wissen, warum man mich hier noch ein-mal auf dieselbe Wache schleppt, auf der ich mich bereits ein-mal vor kaum einer Stunde ausreichend legitimiert habe.“

„Das geschieht darum, Herr von Jversen, weil sich in-zwischen Dinge ereignet haben, die uns an den Angaben Ihres Passes zweifeln lassen. Nach Ihrem Paß und nach Ihrer Eintragung im Fremdenbuch Ihres Hotels sind Sie hierher-gekommen, um für die deutsche Presse tätig zu sein. Das er-scheint uns nicht mehr recht glaubhaft.“

„Und ich weiß nicht, Herr Kommissar, was Sie dazu be-rechtigt . . . nein, von Berechtigung kann gar keine Rede sein . . . was Sie dazu veranlaßt, an meinen Angaben zu zweifeln. Ist es etwa verboten, eine Straße zu betreten, auch wenn sie zufällig still ist und in einem Vorort liegt?“

„Ihre Auffassung dieser Angelegenheit interessiert mich sehr wenig, Herr von Jversen. Jedenfalls muß ich Sie bis auf weiteres hier festhalten. Wollen Sie, bitte, Ihre sämtlichen Papiere und Wertgegenstände hier auf diesem Tisch deponieren!“

„Das ist Gewalt, Herr . . . Ich protestiere dagegen. Ich verlange, daß man mir sofort Gelegenheit gibt, mit unserem Botschafter zu sprechen.“

„Diese Gelegenheit soll Ihnen selbstverständlich gegeben werden. Vorläufig ersuche ich Sie, meiner Weisung nach-zukommen und Ihre Sachen dort zu deponieren. Ich würde es bedauern, wenn ich Gewalt anwenden müßte.“

Dabei drückte der Kommissar auf einen Knopf. Ein Schreiber und mehrere Polizisten traten in den Raum.

„Setzen Sie sich dorthin, Don José, und nehmen Sie ein genaues Verzeichnis der Papiere und Wertsachen dieses Herrn hier auf!“

Iversen zitterte vor verhaltener Wut. Einen Augenblick schoß es ihm durch den Sinn, daß das Manöver vielleicht von Eisenecker ausging, der sich seiner auf diese Weise entledigen wollte. Doch nein. Diesen Gedanken verwarf er bald wieder. So konnte sich seine Menschenkenntnis in dem doch nicht getäuscht haben.

Er leistete dem Befehl Folge. Seine Papiere, seine Brieftasche . . . Briefe von Harder an ihn, Eisenecker betreffend . . . seine Uhr, seine Ringe . . . alles wanderte auf den Tisch, und zusammen mit dem Protokoll schloß der Kommissar die Sachen umständlich in einem Case ein.

„So, Herr von Iversen, wollen Sie jetzt diesem Herrn da folgen!“

Eine schwere Hand legte sich auf Iversens Schulter. Ein zweiter Polizeibeamter trat hinter ihn. Eine Minute später fiel die schwere eisenbeschlagene Tür einer Gefängniszelle hinter ihm ins Schloß.

Der schöne Trick mit dem Hut, den der Wind dem Auto Jolanthes von Karstüll zuwehte . . . der Trick, auf den Iversen innerlich so stolz gewesen, war sehr danebengelungen. Dem scharfen Blick Jolanthes war das Gemachte dieses Manövers nicht entgangen.

Ein Verfolger?! Schon der Verdacht rechtfertigte peinlichste Untersuchung.

„Herein!“ Eisenecker rief es vom Schreibtisch her und drehte sich um, als eine fremde Stimme an sein Ohr drang.

„Sind Sie Herr Friedrich Eisenecker?“

„Ja, was wollen Sie?“

Wieder das kurze Blinken der ominösen Erkennungsmarke.

„Ich bin von der politischen Polizei und möchte Ihren Paß einsehen.“

„Bitte sehr, bedienen Sie sich!“

„Gut, Señor! Ihr Paß ist in Ordnung. Trotzdem muß ich Sie bitten, mir für kurze Zeit zu folgen.“

Ein flüchtiges Lächeln huschte über die Züge Eiseneckers.

„Es hätte wenig Zweck, der politischen Polizei eine Bitte abzuschlagen. Ich stehe zu Ihrer Verfügung, mein Herr.“

Sie standen vor dem Kommissar.

„Sie sind Herr Eisenecker aus Deutschland?“

„Ja wohl, Herr Kommissar.“

„Bitte, wollen Sie Platz nehmen! Sie waren schon früher im Lande, Herr Eisenecker. Noch vor dem Kriege?“

„Ja wohl, Herr Kommissar.“

„Sie bauten damals hier das große Kraftwerk bei Segovia?“

„In der Tat, Herr Kommissar!“

„Sie machten heute einen längeren Besuch bei dem Obersten Gonzales?“

„Ja wohl, Herr Kommissar. Der Oberst Gonzales stand damals als Hauptmann in Segovia. Ich bin seit langem mit ihm befreundet.“

„Gut, Herr Eisenecker, unsere Akten unterstützen Ihre Aussagen. Sie standen damals im Dienste der Riggers-Werke und haben diese Dienste wohl inzwischen verlassen. Glauben Sie, daß es Gründe geben könnte, welche die Direktion der Riggers-Werke veranlassen könnten, einen Privatdetektiv hinter Ihnen her zu schicken?“

„Was? . . . Was? Einen Privatdetektiv hinter mir? . . . Die Riggers-Werke? Ist das wahr?“

„Es hat den Anschein!“

„Gestatten Sie, daß ich einen Augenblick darüber nachdenke! Die Nachricht ist eine große Überraschung für mich.“

Eisenecker sann lange nach. Der Wechsel der Gedanken spiegelte sich in seinem Gesicht. Zuletzt ein Lächeln.

„Herr Kommissar! Von meinem Standpunkt aus gesehen, gibt es keine Gründe für ein derartiges Vorgehen der Riggers-Werke.“

„Des Generaldirektors Harder, meinen Sie.“

„Gewiß, Herr Kommissar. Das bedeutet dasselbe. Der Generaldirektor Harder. Ja! Vielleicht, daß er aus einem falschen Verdacht heraus . . . das erscheint mir wiederum recht unglaublich . . . Aber immerhin . . . Ja! Es wäre möglich, daß Herr Generaldirektor Harder mir einen Privatdetektiv auf die Fersen gesetzt hätte.“

„Näher wollen Sie sich nicht auslassen?“

„Nein!“

„Dann, Herr Eisenecker, bleibt nur noch übrig, Sie mit diesem Herrn zu konfrontieren.“

Dabei winkte der Kommissar einem Soldaten im Hintergrund. Die Tür öffnete sich, und von einem Sergeanten geführt, trat Iversen in den Raum. Beim Anblick Eiseneckers verhielt er den Schritt und starrte ihn verwundert an. Der Kommissar, der ihn scharf beobachtete, hieß ihn Platz nehmen.

„Herr von Iversen, kennen Sie diesen Herrn?“

„Ja wohl, es ist Herr Friedrich Eisenecker.“

„Herr Eisenecker, kennen Sie den Herrn?“

„Nein, ich habe ihn nie gesehen. Jedoch erinnere ich mich des Namens. Es bestehen da, soviel ich weiß, verwandtschaftliche Beziehungen zwischen Harder und Iversen.“

„Hm!“ Der Kommissar kraute sich hinter dem Ohr und überlegte lange.

„Die Briefe!“

Sie wurden gebracht. Der Beamte durchlas sie mit der größten Sorgfalt. Entnahm dann einen und gab ihn Eisenecker.

„Wollen Sie bitte lesen!“

Der warf dabei einen Blick auf Iversen, der mit hochrotem Kopfe dasaß, augenscheinlich in größter Verlegenheit war. Eisenecker schob den Brief zurück.

„Ich habe keine Neigung, mich in fremde Korrespondenz zu mischen.“

„Wenn Sie nicht wollen . . . ich kann Ihnen jedoch versichern und auch Ihnen, Herr von Iversen, daß es sehr erwünscht wäre, wenn Herr Eisenecker diesen Brief läse. Vielleicht, daß dann gewisse schwere Verdachtsmomente gegen Herrn von Iversen entkräftet werden könnten.“

Eisenecker schaute zu Iversen hinüber. Auf dessen Gesicht war deutlich zu lesen, daß er in sichtlicher Bedrängnis war.

„Gestatten Sie, Herr von Iversen?“ Eisenecker deutete dabei auf den Brief. „Ich möchte Ihnen helfen.“

Der kämpfte lange mit sich.

„Bitte!“ Fast tonlos kam es von seinen Lippen. Eisenecker las den Brief. Gab ihn dann dem Kommissar zurück.

„Herr Kommissar, ich habe nach der Lektüre dieses Briefes nicht den geringsten Zweifel an der Identität dieses Herrn.“

Der Kommissar wiegte den Kopf.

„Es wäre sehr günstig für Sie, Herr von Iversen, wenn es so ist, wie Herr Eisenecker sagt.“

Einen Augenblick sah der Kommissar die beiden prüfend an.

„Noch einen Moment, meine Herren!“ Er ging in den Nebenraum, wo sich der Hut Iversens befand, und maß mit einem Stahlband dessen Weite. Dann warf er einen Blick auf das Signalement Iversens . . . und nickte wiederum. Der Hut war in der Tat eine Nummer zu klein. Es war möglich, daß wirklich ein Windstoß ihn zur Erde geworfen hatte.

Er kehrte in den großen Raum zurück.

„Herr von Iversen, Sie haben Glück gehabt. Wollen Sie Ihre Sachen wieder an sich nehmen! Meine Herren, Sie sind beide entlassen. Die Angelegenheit, um derenthalten wir Sie hierherbemühen mußten, ist aufgeklärt.“

Mit einer leichten Verbeugung verließ Eisenecker die Wache.

Fortsetzung folgt. V/20

Von Ilse Kiem.

Aus dem Westen herüber kam eine neue Baukunst, gänzlich ungleich der romanischen, die bis dahin Kirchen und Dome, Mönster und Abteien gestaltete. Wo jene erdnah und erdgebunden ihren Kirchen die flache Decke gab, die schwere Wuchtigkeit burgartiger Türme und den runden Bögen der Fensteröffnungen, da wuchs der neue Stil strebend empor, schlank und leicht, erdfern und himmelsuchend. In ihm fand germanisches Wesen, germanische Art ihren höchsten und letzten Ausdruck, in ihm verkörperte sich die Himmelssehnsucht des Mittelalters, schuf sich seine Religiosität letztes und tiefstes Symbol.

Der Haustein rheinischer und süddeutscher Landschaft gab den Bauten jener Gegend ihr eigentümliches Gepräge. Aber er verführte, sich dem Meißelwillig darbietend, leicht zu Überladung mit Schmuck und Zieraten, zur Gefahr, über und mit dem vielen Kleinen die großen Linien zu verdecken. In Norddeutschland dagegen, wo nur der gebrannte Stein zur Verfügung stand, entwickelte sich die Gotik zu ihrer schönsten Blüte, strenger und darum edler in der Form, schlichter und wahrhaftiger. Hier ließen die Baumeister das Gefüge des Baues den Blicken offen, verdeckten seine Linien nicht und schmückten den Stein durch den Stein, durch gebrannte und glasierte Ziegel in schönen und tiefen Farben.

Die Mark Brandenburg, des „Heiligen Römischen Reiches Streusandbüchse“, hat kein Gebirge. Darum finden sich hier die beiden Bauformen des Ziegelbaues und — soweit Findlinge vorhanden waren — des Feldsteinbaues nebeneinander. Die große Verschiedenheit der beiden Materialien läßt eine Vermischung nur in seltenen Fällen zu. In den ersten Zeiten

der Besiedlung, unter Albrecht dem Bären, wurden noch Feldsteinbauten aufgeführt, doch bald kam der heimische Ziegelbau zu immer größerer Blüte und fand immer neue und seiner Eigenart gemäße Ausdrucksformen, bis er im Kloster Chorin, dem tief in Wäldern verborgenen Edelstein vollendetster nordischer Backsteingotik, seine schönste Blüte erlebte.

Der urkundlich erste Ziegelbau der Mark ist die alte Klosterkirche zu Jerichow, noch im Rundbogenstil erbaut. Besonders schön sind ihre Krypta und die sehr sorgfältige Mauerarbeit, die bei späteren Bauten wesentlich schlechter wird. Die Konstruktion des Mauerwerks ist nicht durch Putz verdeckt, im Gegenteil, sie wird als wesentlicher Schmuck behandelt. Hoch und massig ragt die Kirche mit ihren zwei Türmen über den heute so kleinen Ort Jerichow empor, Erinnerung vergangener glänzender Zeiten.

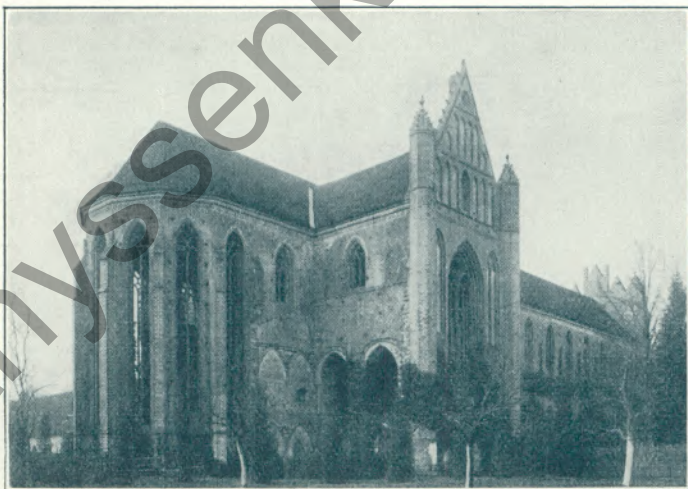
Schnell entwickelte sich aus dem Übergangsstil der altgotische, doch stockte die Bautätigkeit noch manches Mal durch die unsicheren Verhältnisse in der Mark, bis die Ankunft und Wirksamkeit der Hohenzollern auch hier Wandel schufen und den Städten die Möglichkeit des Aufblühens gaben, die erste Vorbedingung zur Entfaltung großer Bautätigkeit. Von ungefähr 1240 an begann der Aufschwung, als dessen Höhepunkt der Dom zu Stendal anzusehen ist.

Königsberg in der Neumark hat in der Marienkirche, einer alten Ordenskirche, ein kostbares Denkmal schönster gotischer Baukunst, ebenso wie in seinem eigenartigen zweigiebligen Rathaus. Die Marienkirche, deren Turm hoch und schlank in die Luft steigt, besitzt eine Fülle reizvollster Einzel-



Lichtbilder: Deutsches Photographisches Archiv.

Schwedter Tor in Königsberg (Neumark).



Kloster Chorin.



Klosterkirche in Jerichow.



Fatthaus in Königsberg (Neumark).



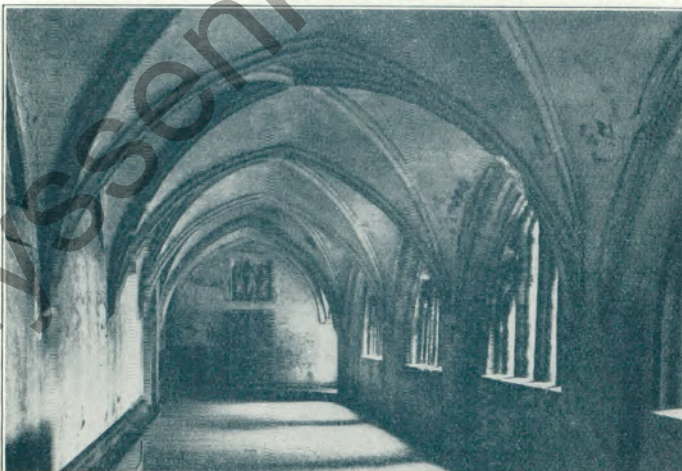
Marienkirche in Prenzau.

heiten, schöner Portale und Fenster und reichen, gottischen Außenschmuck, an dem besonders die bunt glasierten Ziegel wirkungsvoll angewandt sind. Innen wirken die hohen, schmalen Schiffe ganz besonders schön, wenn auch der Kapellenfranz um des hohen Chor seines Schmucks ganz entkleidet wurde und die feinen, kleinen Nischen trostlos leer dastehen. Eine traurige Ruine ist das Augustinerkloster in der Stadt, dessen edelschöne Kirche heute ein Speicher ist, und deren hohe, schmale Fenster man zumauerte, um statt dessen kleine viereckige Löcher in die Mauern zu schlagen.

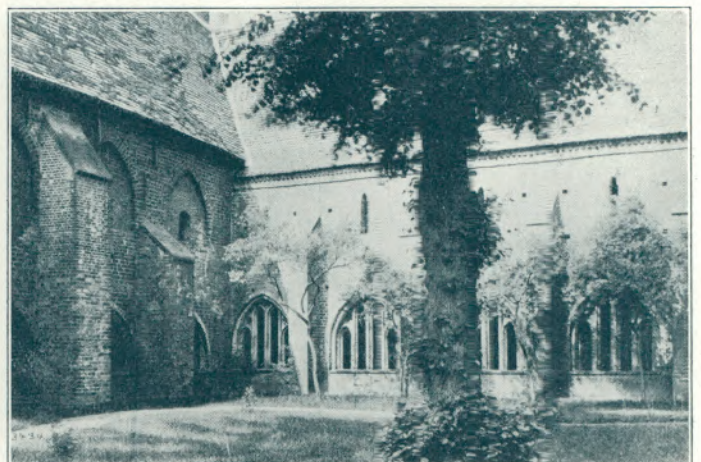
Sehr alt ist der Dom in Havelberg, dem einstigen Bischofssitz, der abbrannte und in den Zeiten der Frühgotik

in diesem Stile aufs neue erbaut wurde. Seine gewaltigen Strebepfeiler deuten schon von ferne auf das Gewölbe im Innern, das auch hier tatsächlich von jener ganz besonderen Schönheit ist. Durch die sehr hohen und schmalen Fenster fällt dämmerndes Licht in die Kirche, der Altarraum, den ein kunstvoller Lettner vom Schiff trennt, und der Kreuzgang mit tiefen Bogenfenstern geben den Blick auf den Kirchhof frei, in dem manch stilles Winkelchen vorzeiten die Herren des Domkapitels zur Betrachtung eingeladen haben mag.

Die Blütezeit der Gotik aber in den Marken stellt Chorin dar, die herrliche Abtei in den märkischen Wäldern, deren zerfallende Trümmer noch heute mit Ehrmut an eine Zeit



Kreuzgang im Dom zu Havelberg.



Kirchhof und Kreuzgang im Havelberger Dom.

denken lassen, die für ihren Glauben alle Opfer brachte, die Jahrhunderte an die Erbauung solcher Meisterwerke wandte, deren Schöpfer heute nur noch in seltenen Fällen bekannt sind. Die ausgedehnte Klosteranlage findet ihre Krönung in der Kirche, um deren Säulen der Efeu rankt, und durch deren leere Fensterhöhlen tanzende Lichter in den weiten, kahlen Raum fallen, der einst die Versammlungen der Brüder sah, unter denen sich bedeutende Menschen fanden, der Fürsten und Herren beherbergte und ihre Gebete hörte.

Eigenartig ist die Marienkirche in Prenzlau. Schwer und drohend die Türme, wuchend das Dach, und auf der anderen Seite ein Giebel, leicht und

schwebend, mit wundervollen Rosen, aufwachsend im Zeichen des Spigbogens. Und innen der Blick durch das Schiff, in lichte Weiten, durch hohe, schmale, bunte Fenster.

Türme und Tore und Tortürme brachte die Zeit der Gotik außer Kirchen und Rathhäusern in reichem Maße hervor. Da sind die Tore Jüterbogs, schwer und massig, die Stadt schirmend, da sind jene von Königsberg in der Neumark, über die Ebene spähend. Und hier

und da, versteckt in märkischen Städten, findet sich manche verborgene Zierde, von wenigen nur gekannt und besucht.

Anders als die Bauten der Rheinlande mit ihrem bildsamen Material des Luffsteins sind die der Mark, aber schön in ihrer Eigenart, und wir müssen immer aufs neue die alten

Meister bewundern, die mit dem einfachen Ziegelmateriale, ohne es zu verleugnen, solche Wunderwerke wie Chörin geschaffen.



Stadttor in Jüterbog.

Deutsches Wesen.

Mondschein und Giebelmächer
In einer deutschen Stadt —
Ich weiß nicht, warum der Anblick
Mich stets ergriffen hat.

Dort drüben bei Lampenscheine
Ein Jüngling starrt ins Licht
Und schwärmt und schluchzt und empfindet
Sein erstes und bestes Gedicht.

Dort sitzt eine junge Mutter,
Die wiegt ihr Kind zur Ruh',
Sie lächelt und sinnt und betet
Und singt ein Lied dazu.

Es blickt auf die mondhellen Giebel
Tiefsinnend ein Greis hinaus,
Er hält in der Hand eine Bibel,
Darin liegt ein welker Strauß.

Die Bäume rauschen, es funkeln
Die Sterne ab und zu;
Dort unten liegen die dunkeln
Häuser in tiefer Ruh'.

Es plätschert in alter Weise
Am Simonsplatze der Born,
Von weitem tutet leise
Der Wächter in sein Horn . . .

O Deutschland! mir tat's gefallen
In manchem fremden Land,
Dir aber hat Gott vor allen
Das beste Teil erkannt.

Du lebst und schwärmst und dämmerst
In tiefer Seelenruh',
Wenn du dein Eisen hämmerst,
Erklingt ein Lied dazu.

O lasse dir niemals rauben
Die alte Schwärmerei
Für Frauen, Freiheit und Glauben —
Bleib unentwegt dabei!

Daß du vom Born der Sage
Mögest schöpfen Frömmigkeit
Und Kraft zu wuchtigem Schlage
Nun und in Ewigkeit!

Prinz Emil von Schönau-Carolath.

Deutsche Heimatdichter.

Von Dr. Otto Conrad.

Mögen wir den Griechen und Römern, den Franzosen und Engländern für unsere Bildung noch soviel verdanken: die Wurzeln unserer Kraft liegen in uns, die Quelle der Dichtung und Kunst ist das deutsche Volkstum.

Friedrich Ludwig Jahn hat das Wort geprägt: „Volkstum ist das Gemeinsame eines Volkes, sein innerwohnendes Wesen, sein Regen und Leben, seine Wiedererzeugungskraft, seine Fortpflanzungsfähigkeit. Dadurch waltet in allen Volksgliedern ein volkstümliches Denken und Fühlen, Lieben und Hassen, Leiden und Handeln, Entbehren und Sehnen, Ahnen und Glauben.“ Alle echte Poesie quillt aus dem Volkstum, aus der Volksseele heraus. Volksseele aber ist Heimatseele. Hier ist die Wurzel der sogenannten Heimatdichtung, die im 19. Jahrhundert zur Blüte kommt.

In keinem andern Volke gibt es eine solche Fülle von einzelnen Stämmen wie bei uns. Und jeder Stamm hat seine besondere Sprache, seine Mundart. Diese sind mit der Heimat aufs engste verbunden. August Sach schreibt in seiner „Deutschen Heimat“: „Welch ein mannigfaltiges Bild des deutschen Volkes gewähren diese Mundarten vom Fels zum Meer! Welch ein Feld der Untersuchung bieten sie dem Forscher in der Bildung und Gestaltung ihrer sprachlichen Formen dar! Alle reden in verschiedenen Zungen und sind doch eine deutsche Sprache.“ Und beinahe jede Mundart hat ihre besondere Dichtung. Jede Heimat hat ihre Dichter, große und kleine, bekannte und unbekannte.

Welches sind nun die wichtigsten Heimatdichter? Wenn wir im Norden beginnen, so findet sich in Schleswig-Holstein eine ganze Reihe von Heimatdichtern. Es ist das Land der Friesen, der Dithmarschen. Aus Husum, der grauen Stadt am Meer, stammte Theodor Storm. Keiner hat so künstlerisch und wahr die norddeutsche Landschaft gezeichnet mit ihrer Heide und dem Meer, mit Sturm und Nebel. Mit ganzer Seele hing er an der Heimat. Er mußte die trüben Zeiten durchmachen, als Schleswig-Holstein 1848 den schweren Kampf um sein Deutschtum und seine Unabhängigkeit vergebens kämpfte. Da der Dichter den dänischen Unterthanen nicht schwören wollte, so mußte er die Heimat verlassen. Im November 1853 steht er zum letzten Male vor seinem Husumer Hause. Er wendet sich an sein jüngstes Kind und spricht jene tief zu Herzen dringenden Worte glühendster Vaterlandsliebe:

„Und du, mein Kind, mein jüngstes, dessen Wiege
Auch noch auf diesem feuren Boden stand,
Hör' mich! — denn alles andere ist Lüge —
Kein Mensch gedeiht ohne Vaterland!“

Echt norddeutsche Heimatkunst finden wir auch bei Klaus Groth. Er schreibt seine Gedichte zumeist in plattdeutscher Mundart. Sein ganzes Denken und Fühlen hängt an der heimatlichen Scholle. Er zeichnet das norddeutsche Landschaftsbild in dem Gedicht „Min Vaderland“. Auch Detlev von Liliencron stellt uns mit großer Anschaulichkeit die holsteinische Landschaft, Heide und Knicks der Felder, die Marschen und Watten und das Meer vor Augen.

Der bedeutendste Heimatdichter von Mecklenburg ist Fritz Reuter. Er hat mit Klaus Groth zusammen die plattdeutsche Sprache in die Literatur eingeführt. Kaum ein Dichter wurzelt so im deutschen Volkstum wie Reuter. Das zeigen seine Werke „Ut mine Stromsüd“ und „Ut de Franzosentid“, um nur diese beiden zu nennen.

In Westfalen schuf Karl Immermann in seiner prächtigen Dorfgeschichte „Der Oberhof“ die erste Heimat-erzählung. Die bedeutendste Heimatdichterin Westfalens wurde Annette von Droste-Hülshoff. Überall spüren wir den Erdgeruch der Heimat in ihren Erzählungen ebenso wie in den lyrischen Gedichten. Die idyllischen und unheimlichen Landschafts- und Lebensbilder aus Heide und Moor offenbaren ihre Eigenart. Auch ihre Sprache ist bodenständig und ursprünglich.

Die Mark Brandenburg fand in Willibald Alexis ihren ersten Heimatdichter. Bekannt sind vor allem „Die Hosen des Herrn von Bredow“. Alexis stellt seine Personen auf den Boden der märkischen Heimat und läßt sie gewissermaßen aus der Naturumgebung hervorpflanzen. Er hat die Reize der märkischen Landschaft zuerst erkannt. Bedeutender als er ist Theodor Fontane. Seine „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ erweisen ihn als einen Heimatschriftsteller ersten Ranges. Dasselbe bezeugen seine Romane, wie „Der Stechlin“ und „Effi Briest“.

Die Lüneburger Heide fand ihren Dichter in dem leider früh vollendeten Hermann Löns. Er ist ein Opfer des Weltkrieges geworden. Sein „Werwolf“ ist ein Heimatroman, der in der Literatur nicht seinesgleichen hat. Seine Schilderungen der Heide und ihrer Tiere sind allgemein bekannt.

Im Braunschweigischen ist Wilhelm Raabe als Heimatdichter zu nennen. In Schlesien war Joseph von Eichendorff der erste deutsche Heimatdichter. Keiner hat die Schönheit des deutschen Waldes so geschildert wie er. Als Heimatdichter haben sich auch Gerhart und Karl Hauptmann einige Male bewiesen. Heute ist Paul Keller als der Dichter der schlesischen Heimat auch in weiteren Kreisen bekannt. Die schwäbische Heimat fand in Eduard Mörike und Wilhelm Hauff ihre Dichter. In Baden finden wir Bertold Auerbach und Viktor von Scheffel. In der deutschen Schweiz schrieb der große Volkserzieher Pestalozzi die erste Dorfgeschichte „Lienhardt und Gertrud“. Auch die beiden bedeutendsten Dichter der Schweiz, Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer, zeichnen sich durch ihre Liebe zur Heimat aus. Die „Züricher Novellen“ sind echte Heimatdichtung.

Für Österreich kommt zuerst Peter Rosegger als Heimatdichter in Betracht. Er hat der heimatlichen Natur Steiermarks alle Geheimnisse abgelauscht, „ihre Schrecken und ihren Zauber, ihr Größtes in den ragenden Riesen des ewigen Schnees und ihr verborgenes Kleinleben auf dem grünen Moosteppich und unter der rissigen Rinde“.

Aber nicht nur die Deutschen im Reich — die deutsche Schweiz und Österreich rechnen wir ohne weiteres zu uns —, sondern auch die Deutschen im Ausland haben ihre Heimatdichter. Durch ihre Treue zur Heimat sind besonders die Siebenbürgener Sachsen und die Donauschwaben bekannt. Bei den letzteren schrieb Adam Müller-Guttenbrunn seine schönen Heimatromane. Er stammt aus der Gegend von Temesvar in Ungarn (heute Rumänien) und schildert die Schicksale seiner Landsleute im „Schwabenzug“ und in den „Glocken der Heimat“.

So besitzen wir einen unendlichen Schatz heimatlicher Dichtung. Möchten wir uns dessen bewußt werden! Möchte vor allem unsere Jugend zur Heimatliebe und zur Begeisterung für das deutsche Volkstum erregen werden! Dazu können unsere Heimatdichter helfen.



Bavaria-Verlag, München.

Das Enderkfor in Cochem.

Kadierung von Jos. Steib.

Luftgefahr?

Von W. Dohnat.

Die Ausdehnung des Flugwesens, die Verflechtung der Wirtschaft in die Maschinen des sich immer weiter spannenden Luftverkehrsnetzes zwingen zum Nachdenken, ob die von Zeit zu Zeit plötzlich aufsteilende Unfallkurve der Luftfahrt als notwendiges Übel anzusehen, ob sie sichtbarer Beweis für eine besondere „Luftgefahr“ ist.

Wer sich ein einigermaßen klares Bild über die Gefahrenquellen der Luftfahrt verschaffen will, muß vor allem drei verschiedene Teilgebiete scharf auseinanderhalten: Versuchsflugzeugbau, Sportflugwesen, einschließlich Fliegerschulen, und Luftverkehr, da jedes Gebiet für sich durchaus verschiedene Gefährdungsmöglichkeiten in sich birgt.

Allen drei Zweigengemeinsam sind zwei Gefahrenquellen: der Motor- bzw. Maschinendefekt und die Vernunftstörung des Führers.

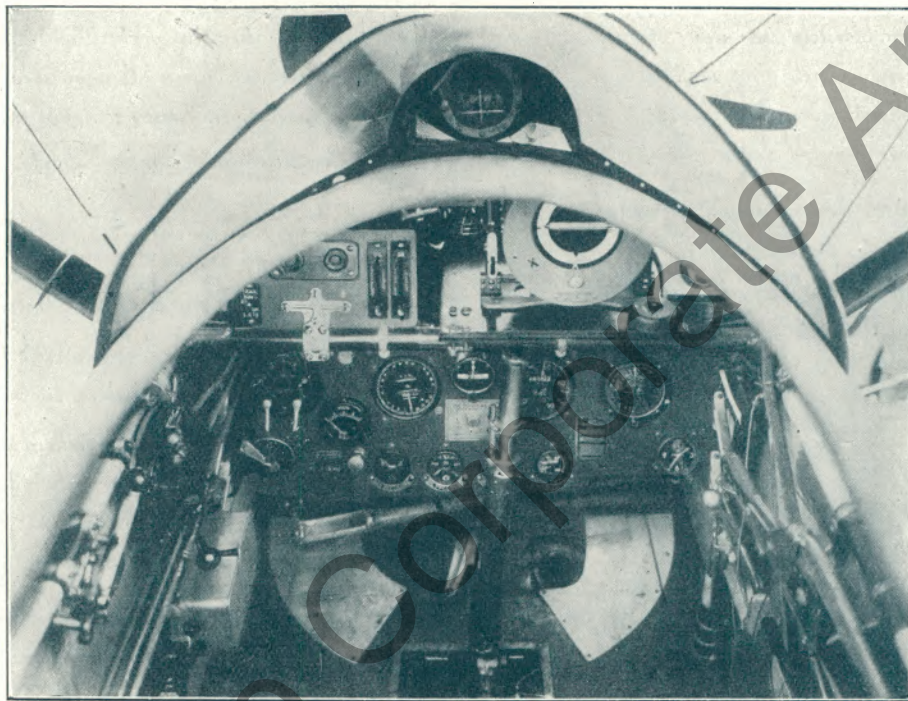
Als Gefahrenquelle muß man den Motordefekt bezeichnen, da er, insbesondere bei einmotorigen Flugzeugen, ohne Rücksicht auf das Gelände zur sofortigen Landung zwingt. Allerdings verliert das Flugzeug durch das Aussetzen des Motors nicht etwa die Steuerfähigkeit — eine Ansicht, die in Laienkreisen durchaus nicht selten ist —, sondern es gehorcht dem Steuerdruck wie bisher, vorausgesetzt, daß der Führer zum flachen Gleitflug übergeht, um die zum Wirksamwerden der Steuerflächen erforderliche Geschwindigkeit beizubehalten. Mit der Höhe des Flugzeuges über dem Erdboden wächst demgemäß das für die Notlandung in Frage kommende Gelände. Da der Gleitwinkel normaler Flugzeugtypen mindestens im Verhältnis 1 : 8 steht, d. h. ein Höhenverlust von einem Meter dem Flugzeug ohne Motorkraft eine Fortbewegung in der Gleitrichtung von acht Meter ermöglicht, steht beispielsweise einer in 500 Meter Höhe — der Durchschnittshöhe der Luftverkehrslinien — fliegenden Maschine als Landungsmöglichkeit jede beliebige Stelle des unter ihr liegenden Geländes in einem Umkreise von acht Kilometer Durchmesser zur Verfügung.

Die zweite Gefahrenquelle ist unter dem im ersten Augenblick fremd anmutenden Sammelbegriff „Vernunftstörung des Führers“ zusammengefaßt. Der Ausdruck ist bewußt

gewählt, da er alle Fehlerquellen erfassen soll und auch tatsächlich erfassen dürfte, die dem Führer und nicht der Maschine anzurechnen sind, mit anderen Worten: die zu vermeiden wären, wenn der Führer im gegebenen Augenblick, vom fliegerischen Standpunkt aus gesehen, „vernünftig“ gehandelt hätte. Unter diesen Begriff gruppieren sich daher nicht nur Fehler, die auf unvollkommene Ausbildung des Führers zurückzuführen sind, wie z. B. Hilflosigkeit gegenüber einer unerwartet eintretenden Situation, die in Sekundenpanne zum Entschluß zwingt, sondern auch mangelndes Verständnis für das, was man der Maschine unter normalen Verhältnissen im äußersten Falle zumuten darf. Anstoß und Trieb zum Überschreiten dieser Grenzlinie sind zu suchen in Kopflosigkeit, Leichtsinne, Tollkühnheit, falsch geleitetem Ehrgeiz oder mangelndem Verantwortungsgefühl. Wenn man den Anteil dieser weitaus größten Gefahrenquelle an der Todessturzchronik der Luftfahrt mit 95 % veranschlagt, so bedeutet diese Feststellung nur für den Laien eine Überraschung, für jeden, der die Verhältnisse in der Fliegerei einigermaßen kennt, lediglich eine Binsenwahrheit.

Nach diesem allgemeinen Überblick ist der Weg frei zur Untersuchung der besonderen Gefahrenquellen in den einzelnen Teilgebieten des Flugwesens.

Die Versuchsfliegerei. Es ist ohne weiteres klar, daß das unermüdliche Streben nach Verbesserung und Vervollkommen des Flugzeugbaus nicht ohne Zwang zur Überwindung äußerer Widerstände technischer Natur, nicht ohne Fehlschläge beim Versuch der Lösung im Wege liegender Probleme fortschreiten kann. Jeder Fortschritt, sei es auf dem Gebiete der Technik oder der reinen Wissenschaft (Radium, Serologie, Bazillenforschung) ist durch ebensoviel Marksteine gezeichnet, in die die Namen der im Dienste der Menschheit als Vorkämpfer und Pioniere gefallenen Jahnenträger eingemeißelt sind. Und gerade der Flugzeugbau, der neben dem wissenschaftlichen, zum Teil bei der Studierlampe erforschten Fundament die Kraftprobe mit den Elementen braucht, um den Beweis seiner unbedingten Zuverlässigkeit zu erbringen, gewinnt erst durch den Kampf, in dem alles



Das Innere eines modernen Verkehrsflugzeuges. Lichtbild: U. u. II.

Während vor fünfzehn Jahren der Flugzeugführer neben der verhältnismäßig einfachen Betätigung der Steuerorgane lediglich den Gashebel des Motors bedienen mußte (vgl. nebenstehendes Bild), weist das vor dem Führer befindliche Schaltbrett eines modernen Verkehrsflugzeuges eine verwirrende Fülle der verschiedensten Instrumente auf. Benzinstand, Ölstand, Benzindruck, Öldruck, Tourenzähler, Höhenmesser, Kompaß, Neigungsmesser und wie die zur Erhöhung der Flugsicherheit notwendigen Hilfsmittel heißen, sind auf engstem Raum nebeneinander angeordnet und — wollen alle mit einem Blick überflogen und kontrolliert sein, ohne daß man dabei das Fliegen vergessen darf.

nicht Vollwertige bei der Probe aufs Exempel zerbrochen wird. Flugzeugführer, die — wie z. B. Bäumer und Hackmack — im Kampf um die wissenschaftliche Eroberung des Luftmeeres ihr Leben einsetzen und opfern, fallen als Helden, gehorfsam dem Gebot der Stunde, die Vorkämpfer verlangt. Jeder Unfall im Versuchsflugzeugbau deckt eine neue Gefahrenquelle auf, deren Entdeckung in den meisten Fällen auch ihre Ausmerzung oder zum mindesten Verringerung auf das mit den vorhandenen Mitteln erreichbare Maß bedeutet. Und so ist jeder Sturz, mag er auch das Einzelwesen zerstören, Wegweiser zu neuen Zielen der Vollkommenheit.

Die Unfälle in der Sportfliegerei. Das unerfreulichste Kapitel in der Geschichte des Flugwesens und gleichzeitig das, was seiner Zukunft und der Entwicklung am meisten Abbruch tut. Die Behauptung mag auf den ersten Blick paradox erscheinen. Um so wichtiger ist der Beweis für ihre Richtigkeit. Tatsache ist, daß mindestens 90 % sämtlicher Unfälle auf das Sportflugwesen (im weitesten Sinne) entfallen¹. Tatsache aber ist weiterhin — und das ist das unendlich Traurige —, daß wiederum 90 % dieser Unfälle nicht nötig waren, daß sie lediglich zurückzuführen sind auf Leichtsinns, Leichtfertigkeit und Unerfahrenheit des Führers und auf den Drang, der staunenden Menge zu zeigen, was man für ein Kerl ist. Jeder Gegenbeweis, der mit „Verkettung unglücklicher Umstände“, „Versagen der Steuerung“, „plötzlicher Bö“, „veralteten Kriegsflugzeugen“ arbeiten will, hält in den seltensten Fällen einer sachlichen Prüfung stand.

Gegenüber dem Aufgabenkreis des Versuchsflugzeugbaus, der Opfer verlangt im Dienste der Allgemeinheit, gegenüber dem Streben des Sportfliegers, sich um jeden Preis durch irgendeine persönliche Leistung aus dem Kreis der Kameraden herauszuheben, steht der Grundsatz des Luftverkehrs: Sicherheit, Regelmäßigkeit, Zuverlässigkeit. Langsam, manchem allzu langsam, ist der Ausbau des Luftverkehrsnetzes vor sich gegangen, sorgfältig, bürokratisch peinlich werden die Motor- und Flugzeugtypen ausgesucht. Die größte Bedeutung aber mißt man dem letzten und ausschlaggebenden Faktor, der Seele des Ganzen, dem Piloten, bei. Durch Auswahl des besten Materials aus der Zahl der zur Verfügung stehenden Flugzeugführer, die ihrer Vergangenheit nach hinreichende Gewähr für Zuverlässigkeit der Nerven und vorrühriges Fliegen bieten, durch ständiges Heraufschrauben der Anforderungen, denen der Pilot Genüge leisten muß, um in die Zunft der Verkehrsflieger aufgenommen zu werden, ist man be-

strebt, die menschliche Gefahrenquelle auf das denkbar geringste Maß zu beschränken. Wie sehr man in Deutschland auf eine planmäßige Erziehung zur Führerqualität bedacht ist, zeigt die Errichtung einer besonderen „Verkehrsfliegerschule“, die von den Luftverkehrsgesellschaften gemeinsam in Angriff genommen ist, um den Nachwuchs in verhältnismäßig langer Ausbildungszeit auf seinen verantwortungsvollen Beruf vorzubereiten. Und diese Spezialausbildung setzt erst ein, nachdem der Anwärter das „Handwerk“ des Fliegens schon gelernt hat, denn es werden nur Piloten in diese Akademie der Flugwissenschaft aufgenommen, die schon ihre Flugzeugführerprüfung abgelegt haben.

Die Regelmäßigkeit, erstrebtes und nahezu erreichtes Ziel im Luftverkehr — die statistisch errechnete Regelmäßigkeit der von der Deutschen Luft Hansa ausgeführten Flüge betrug im vergangenen Jahre 98 % —, bildet eine besondere Gefahrenquelle. Aus leicht erklärlichen Gründen; denn sie bedeutet Innehaltung des festgelegten Flugplanes ohne Rücksicht auf meteorologische Schwierigkeiten, wie z. B. Sturm, Nebel, Gewitter. Und auf einem täglichen Streckennetz von mehr als 56 000 Kilometer, wie es die genannte Gesellschaft heute aufweist, ist an irgendeiner Stelle immer „dicke Luft“. Wenn trotzdem die Unfallstatistik der Luft Hansa im gleichen Jahre nur zwei schwere Unglücksfälle buchen konnte, so beleuchtet diese Tatsache neben der Zuverlässigkeit der heutigen Verkehrsmaschinen und Verkehrspiloten bei jedem Wind und Wetter gleichzeitig den Wert des über ganz Deutschland verbreiteten Flugwetterdienstes, der dem Flieger Wolkenhöhe, Nebeldichte sowie vor allem Ort und Richtung starker atmosphärischer Störungen und den zum Umfliegen günstigsten Luftweg anzeigt².

Es hieße von einem Extrem ins andere verfallen, wollte man aus allem den Schluß ziehen: „Der deutsche Luftverkehr ist das Musterbeispiel der Verkehrssicherheit, es kann nichts passieren.“ Diese Garantie kann für das Flugzeug ebensowenig wie für den Kinderwagen oder die Straßenbahn übernommen werden. Uneingeschränkt aber darf man den Satz unterschreiben, der sich im Jahrbuch für Luftverkehr in einem Artikel „Luftversicherung“ findet, und dessen Verfasser als Versicherungsfachmann keineswegs geneigt sein dürfte, die Verhältnisse in allzu rosigem Licht zu sehen: „Es kann gar kein Zweifel darüber bestehen, daß wir in den mit Motorbetrieb versehenen Luftfahrzeugen der Gegenwart ein Verkehrsmittel haben, das in bezug auf seine persönliche Sicherheit einen Vergleich mit anderen Verkehrsmitteln jederzeit aushält.“



Chert-Bilderdienst.

Wie man vor fünfzehn Jahren flog.

Unsere aus dem Jahre 1912 stammende Aufnahme zeigt, welche Fortschritte an Bequemlichkeit und Sicherheit der Flugzeugbau in den letzten fünfzehn Jahren gemacht hat. Damals saß der Pilot in unbequemster Weise, völlig ungeschützt und frei in der Luft, hinter sich den ölspeienden Motor, von allen Seiten von Drähten und Stangen eingengt und ohne das Gefühl der Sicherheit, das heute die geschlossene Maschine zu geben vermag.

¹ Hierunter rechnet in diesem Zusammenhange auch die militärische Luftfahrt, wobei allerdings nicht vergessen werden darf, daß hier zusätzliche Gefahrenmomente wirksam werden.

² Daß verschiedene Kapitäne der Deutschen Luft Hansa inzwischen mehr als 500 000 Kilometer (gleich dem zwölffachen Erdbumfang!) am Steuer ihres Verkehrsflugzeuges zurückgelegt haben, sei ergänzend erwähnt.

Dilettanten als Erfinder.

Von Dr. Emil Lenk, Wien.

Ach! Wäre ich nie in eure Schulen gegangen! Die Wissenschaft, der ich in den Schacht hinunter folgte, von der ich, jugendlich-töricht, die Bestätigung meiner Freude erwartete, die hat mir alles verdorben.“ (Hyperion.) Kein anderer als Hölderlin kann die Situation so klar erfassen. Die Schule tötet die Begeisterung, die Quelle des intuitiven Strebens, sie nivelliert und gleicht aus. Das Genie kümmert sich um keine Hochschule, Akademie und Schulmeinung, um keine Spezialwissenschaft, die das Auge trübt, den Horizont verengt. Das Genie geht als „reiner Tor“ an die Probleme heran. Umfassende Beispiele scheinen zu beweisen, daß die größten Fortschritte, so paradox es klingen mag, Dilettanten zu verdanken sind, oder daß es keiner Schule bedarf, um zu großen Entdeckungen zu kommen.

So ist das größte physikalische Gesetz, die Erhaltung der Energie, nicht von einem Physiker, sondern von einem Arzt, Julius Robert Mayer (1814—1878), gefunden worden. Natürlich nahm Poggendorff diese grundlegendste aller physikalischen Arbeiten für seine „Annalen“ nicht an. Was hatte auch ein Arzt mit den Kräften der unbelebten Natur zu tun? Und als die Arbeit dann veröffentlicht wurde, referierte oder erwähnte man sie weder in wissenschaftlichen Blättern noch in Zeitschriften. — Auch Joule (1818—1889), der Entdecker der mechanischen Wärmetheorie und der kinetischen Energie der Gase, war kein Physiker, sondern Bierbrauer, und Helmholtz war junger Arzt, als er die „Erhaltung der Kraft“ fand.

Nicht minder bedeutend ist Faraday (1791—1867), der Entdecker der elektrolytischen Grundgesetze und der Umwandlungsfähigkeit der Energie, also der Einheit aller Naturkräfte. Er war Buchbinder. — Ampère (1775—1836), der Vater der Elektrodynamik, der Newton der Elektrizität, dessen Arbeiten ein Maxwell „zu den glänzendsten Taten, die je in der Wissenschaft vollbracht worden sind“, zählt, war Altphilologe und Botaniker. Johann Fraunhofer (1787—1826) konnte bis zum vierzehnten Lebensjahre weder schreiben noch lesen, war Glaschleifer, Spiegelarbeiter, entdeckte die dunklen Linien im Sonnenspektrum, die seinen Namen tragen, berechnete die Wellenlänge der verschiedenen Lichtsorten und vervollkommnete das Fernrohr. — Der Weber Friedrich Keller (1823) benutzte als erster Holz für die Papiererzeugung, und der Erfinder der Baumwollspinnmaschine, Richard Arkwright, war Friseur. — Auch die beiden voneinander unabhängigen Erfinder des Blikableiters waren keine Fachleute. Benjamin Franklin (1706—1790) hatte weder eine Mittel- noch eine Hochschule absolviert, er war zuerst Seifensieder, dann Buchdrucker; und Prokop Diviš, der mit Franklin gleichzeitig 1750 in Europa das Problem des Blikableiters löste, war Pfarrer. Denselben Beruf hatte der Begründer der Pflanzenphysiologie, Stephan Hales.

Otto von Guericke (1602—1686), Bürgermeister von Magdeburg, der größte Physiker des 17. Jahrhunderts, war Autodidakt, trotzdem er die Luftpumpe und das Manometer erfand und die erste Elektrifiziermaschine konstruierte. Als Halley (1656—1742), der Sohn eines Seifensieders, die Wiederkehr des nach ihm benannten Kometen für 1759 vorherbestimmte, suchten alle Astronomen Europas in diesem Jahre den Himmel ab. Den Komet fand aber kein Astronom vom Fach, sondern — der Bauer Johann Palitsch. —

Ebenso stammt die Verwendung der Elektrizität für die Telegraphie nicht von einem Fachmann, sondern vom Professor der Anatomie Thomas Edmuring (1809), eine an sich ungeheure gedankliche Leistung, die aber merk-

würdigerweise von Napoleon als „une idée germanique“ abfällig beurteilt wurde. — Der Begründer des Eisenbahnwesens und der Dampfmaschine war kein Diplomingenieur, sondern nur ein Dampfmaschinenwärter, und alle Fachleute erklärten die Angaben von George Stephenson für unsinnig, wonach es möglich sein sollte, zwölf englische Meilen in einer Stunde zurückzulegen oder mit einem Meeresdampfer den Atlantischen Ozean zu überqueren. —

Als technischer Zentralpunkt des modernen Lebens gilt zweifellos das Telephon, das auch kein Professor der Physik, sondern ein Lehrling eines Farbwarengeschäftes, Philipp Reis, im vierundzwanzigsten Lebensjahre in Frankfurt a. M. erfand; und auch heute noch berichtet z. B. das zehnbändige Standardwerk „Handwörterbuch der Naturwissenschaften“ nichts von seinem Leben, obwohl es von kleinen Chemikern und Physikern einzelne Artikel und biographische Details bringt. Erfinderlos ist die größte menschliche Tragik und gibt die dankbarsten dramatischen Stoffe ab. Ein Dichter findet sich kaum: das äußere Geranke ist ihm zu prunklos. Auch Graham Bell, der das erste praktisch verwertbare Telephon konstruierte, war kein Physiker, sondern nur Taubstummenlehrer.

Die Erfinder des Luftballons, die Brüder Montgolfier, waren Papierfabrikanten, die Erfinder des lenkbaren Luftschiffes, Graf Zeppelin, Major Groß und Major von Parseval, waren Offiziere; aber der allererste Konstrukteur eines lenkbaren Luftschiffes war ein römischer Schuster. — Der größte Physiker seiner Zeit, Helmholtz, erklärte 1872 als Mitglied einer staatlichen Kommission zur Prüfung flugtechnischer Fragen die Möglichkeit eines Menschenfluges als ausgeschlossen. — Das Zweirad und die Schreibmaschine erfand der badische Forstmeister Karl Drais, und Karl Zeiß, der Gründer des größten optischen Unternehmens der Welt, besuchte nie eine Hochschule, auch nicht Edison, der Erfinder der Kohlenfadenglühlampe, des Phonographen und Mikrophons. Der große Naturforscher Charles Darwin studierte Theologie und hat auf der Schulbank nie etwas getaugt. Auch Liebig, der größte Chemiker seiner Zeit, gehörte zu den faulsten und schlechtesten Schülern. Als ihn der Direktor des Darmstädter Gymnasiums fragte: „Was willst du werden?“, antwortete er: „Chemiker!“ Da entgegnete der überraschte Direktor: „Dummkopf, was ist denn das? Du bist unwürdig, in die Hallen der Wissenschaft einzutreten. Einen Kopf hast du, größer und dicker als alle anderen, aber kein Spiritus ist drin!“ — Jean Jacques Rousseau fiel mehrmals in der Schule durch, wurde Bedienter und ernährte sich später vom Notenabschreiben. Den Dichter Bürger warf man aus der Schule heraus, dasselbe Schicksal ereilte den großen Dichter Shelley und den Turnvater Jahn, und Schiller entfloß aus der Karlschule. Der Komponist Gustav Mahler fiel am Jglauer Gymnasium bei der Maturitätsprüfung durch. Schulleistungen waren niemals Maßstab für zukünftige schöpferische Leistungen, ja, Wilhelm Ostwald meint in seinen „Großen Männern“, daß geniale Leistungen niemals von guten Schülern erzielt würden.

Das Genie ist schon in der Schule unduldsam und schließt nie ein Kompromiß. Das Talent, der gute Schüler, arbeitet mit dem prüfenden bewußten Verstand, es zeigt uns, wie sich die Welt entwickeln kann, das Genie, wie es sich entwickeln muß. Das Talent erfand das Zerlegen, nicht die Schöpfung, und predigt die Stofflichkeit und Trägheit über dem Erdkreis. Weder Schule noch Beruf vermögen das Genie aus seiner Bahn zu bringen.



Burgruine an der ungarischen Grenze.

Lichtbild: Kankovskij.

Fünfländerfahrt im Faltboot.

Von Wilhelm Gilges, Rhöndorf (Rhein).

II. Von Budapest bis Belgrad.

(Schluß.)

Budapest ist der geistige und kulturelle Mittelpunkt Ungarns. Alle anderen ungarischen Städte kommen über die Bedeutung von Provinzorten nicht hinaus. So treffen sich denn in der schönen Hauptstadt alle Dichter und Künstler des ungarischen Volkes, dort werden die großartigsten Bauten aufgeführt und die tausendsten Feste gefeiert.

Durch die langen Jahre des Verbundenseins hat Budapest viel von seiner Schwesterstadt Wien angenommen und doch dabei seinen eigenen Ausdruck nicht verloren. Es hat aber auch Einflüssen des Balkans nachgegeben, und so zeigt sich in seinem Straßenleben, seinem Kaffeehausbetrieb ein Übergang von West nach Ost.

Budapest ist schön, man sagt sogar, die schönste Hauptstadt Europas. Und wer einmal mit dem Dampfer oder im Boot in Ungarns Hauptstadt einfuhr, der kann diese Schwärmerei wohl begreifen. Rechts erheben sich die Ofener Berge, auf ihrem Kamm die alte Bastei, darunter das königliche Schloß, von dem man einen wunderbaren Blick über die

ganze Stadt hat. Links, auf der Pester Seite, die prachtvollen Bauten des Parlaments und des Justizpalastes. Bietet Wien der Donau seine ödeste Gegend, so wird Budapest erst dadurch so schön, daß der gewaltige Strom mitten durch die Stadt fließt, und daß die herrlichsten Gebäude auf ihn herabblicken.

Der Deutsche ist in Ungarn ein gern gesehener Gast; man sagte uns, 9 % der Budapester Bevölkerung sprächen das Deutsche fließend. Jedenfalls versteht man in jedem Hotel und jedem Geschäft so viel unserer Muttersprache, daß man ohne die geringste Kenntnis vom Ungarischen tadellos dort fertig wird. Das Deutsche ist ja überhaupt die Verkehrssprache des Ostens, und wenn sich Rumäne und Ungar, Serbe und Slowake nicht in ihrer Muttersprache verständigen können, dann reden sie „Daitisch“.

Auf zwei Tage hatten wir den Aufenthalt in Budapest bemessen. Am 25. September setzten wir das Boot oberhalb der Stadt wieder ins Wasser und ließen uns langsam durch Budapest treiben. Noch einmal zogen an unseren Augen die



Ungarische Pferdehirten beim Mittagssmahl.

Prachtgebäude vorbei, die gewaltigen Bogen der Lanchid und der Franz-Josef-Brücke über uns hinweg. Hinter einer Donaubiegung verschwand allmählich die glänzende Stadt aus unserem Gesichtsfeld.

Am anderen Morgen hingen schwere Wolken im Donautal. Rechts wurde der Fluß von einer Hügelkette begleitet, die oben schön angelegte Weinäcker und unten Maisfelder trug. Recht langsam ging unsere Fahrt vonstatten, betrug doch die Stromgeschwindigkeit kaum mehr als vier Kilometer; dabei drehte der Wind das Boot ständig quer, so daß man Mühe hatte, es in der richtigen Lage zu halten.

In dem Städtchen Dunavecse legten wir nachmittags an, und da uns eine ungarische Bauernfamilie Nachtlager anbot, beschlossen wir, dort zu bleiben.

Im Hause unserer Quartiergeber empfing uns ein reizendes Mädel, doch sprach sie kein Wort Deutsch. Wir ließen unsere wertvollen Sachen dort und machten einen Rundgang durch die Stadt. Eine Ungarin, die als Dienstmädchen in Wien gewesen war, machte die Dolmetscherin und führte uns zum Schluß in eine Ischarda, wo wir echte Zigeunermusik hören sollten. Außer uns und der Wirtsfamilie war niemand in der Gaststube, bis sich die Kapelle einstellte. War das eine Gesellschaft! Man stelle sich vor: einen „Cut“, der in allen

Farben schimmerte, einen Kragen, der scheinbar seit dem letzten Weihnachtsfest in Betrieb war, dabei Kerls, als könnten sie Bäume ausreißen. Sie spielten den ganzen Abend nur für uns: ein moderner Schlager wechselte ab mit einem feurigen Ischardasch; selbst Richard Wagner fehlte nicht im Programm. Und bei den Klängen ihrer Geigen zogen vor meinem Auge noch einmal die Erlebnisse der bisherigen Fahrt vorbei.

Unser erster Gang am nächsten Morgen galt dem Markte. Bedauerlicherweise wird auch in diesen Gebieten die künstlerische Heimindustrie von der Dugendware der Fabriken erdrückt. Grauenhafte Stoffmuster aus tschechischen und deutschen Webereien, die bei uns kein Mensch ansieht, machten dort den größten Teil der Bestände aus. Wie sahen dagegen die ungarischen Handwebwaren aus, mit ihren farbigen Stickereien! Wie leuchteten die bunten Mäntel der Pferdehirten! Und ist der Stoff vielleicht auch gröber als die Maschinenware, so wirkt er doch anheimelnder; man möchte fast eher sagen: Er hat eine Seele und lebt, während die Dugendware kalt und seelenlos bleibt.

Die hochstehende Sonne mahnte uns am nächsten Morgen zur Abfahrt; wir gingen, um uns von unseren Bekannten zu verabschieden. Dreimal wurden wir an diesem Tage zum Mittagessen eingeladen. Eine alte Burgenländerin brachte uns selbstgegoresenen Schaffkäse, eine Art Liptauer, der vorzüglich schmeckte, dazu die feinsten Weintrauben; die Ungarfamilie lud uns zum Hühnerbraten mit Wein ein und gab uns noch ein Liter Milch mit. Bei unserer Dolmetscherin bekamen wir nochmals die schönsten Trauben. Dafür hatte ich Gelegenheit, meine ärztliche Kunst auszuüben und ihrem an starker Erkältung leidenden Jungen einen Prießnitzumschlag zu verordnen.

In der besten Laune kletterten wir wieder ins Boot. Mehrere Stunden begleitete uns ein leichter Landregen, der, als die Dämmerung hereinbrach, hinter uns zurückblieb.

Die Generalstabskarten zeigten für den in den nächsten Tagen zu durchzufahrenden Lauf der Donau ein unentwirrbares Durcheinander von Flußläufen, Seitenarmen, Durchstichen. Wir wußten nicht, daß seit den fünfzehn Jahren des Erscheinens die Donaudurchstiche sämtliches Wasser an sich gezogen haben, somit der alte Lauf höchstens bei Hochwasser noch zu erkennen ist. So glaubten wir, scharf aufpassen zu müssen, macht doch der alte Lauf einen Umweg von über fünfzig Kilometer. In Wirklichkeit trieb aber das Wasser uns ganz von selbst dahin, wo wir hinwollten.

Gegen Nachmittag kündigte sich eine größere Stadt an, Mohacs, die Grenze Ungarns gegen Jugoslawien. Mohacs ist der Endpunkt der Bahnen ins Fünfkirchner Kohlengebiet. Hier versorgten sich die Donaudampfer mit dem nötigen Betriebsstoff. Die Ungarn drückten uns den Austrittsstempel in den Paß — wir rutschten nach Jugoslawien hinüber.

Kurz hinter Mohacs schlugen wir zum letzten Male unser Zelt im Freien auf. Die Nächte waren recht kühl geworden, und trotz aller Kunstgriffe wollte und wollte es nicht wieder warm werden. Schon am Abend blies ein kühler Wind von

Osten, der Sand war feucht, und in der ganzen Umgebung waren kaum ein paar Stücke trocknes Holz zu finden. Mit Hilfe der Spiritusflasche brachten wir ein paar Scheite zum Brennen; so konnte wenigstens der Reispudding in einer einigermaßen warmen „Stube“ eingenommen werden. Selten haben wir so umfangreiche Vorbereitungen für die Nacht getroffen wie an jenem Abend.

Zu einem Faltboot gehören zwei Stabtaschen; diese sind ungefähr so groß, daß man seine Beine bequem hineinstecken kann, und nebenbei wasserdicht. Sie boten uns ein willkommenes Ausrüstungsstück, die ewig kalten Beine zu wärmen. Als es trotzdem nicht recht warm werden wollte, brannte mein Kamerad den Spirituskocher an. Leider ließ der Unglücksmensch unsere Zündhölzer draußen liegen. Am Morgen senkte sich der Tau herab, durchfeuchtete die Decken, unseren kleinen Vorrat an Brennholz und auch die Streichhölzer.

Von der Kälte früh emporgetrieben, begann ich einen vergeblichen Kampf mit den Wirkungen des feuchten Herbstmorgens, denn ein Streichholz nach dem anderen verweigerte den Dienst. Eine schöne Geschichte! Vor drei Stunden ging die Sonne sicher nicht auf, und bis dahin frieren und auf den heißen Tee verzichten, war eine recht trostlose Aussicht. Aber man muß sich zu helfen wissen. Unten im Boot lag noch eine alte Korkenpistole; mit dieser schoß ich in den Spirituskocher hinein, und im Nu schlugen die Flammen heraus. Mein Kamerad, durch den Schuß wach geworden, belustigte sich über meine Zündmethode außerordentlich, kroch aber dann unter seinen Decken hervor und ging an die Bereitung des Frühstücks.

Wenn man drei Wochen lang jede Nacht auf Sandbänken geschlafen hat, so kann man sich leicht in die Gefühle eines Wüstenreisenden versetzen, der einen Sandsturm erlebt hat. In den Haaren — Sand, im Anzug — Sand, knackt man mit den Zähnen, knirscht es — Sand, der Auslöser des Photoapparates funktioniert nicht mehr richtig — Sand, wäscht man sich, gibt's Schrammen — Sand... überall Sand und wieder Sand! Man kommt sich bald wie ein Sandfloh vor.

Noch etwas recht Erbauliches stand uns bevor: die Grenzkontrolle in Bezdan. Nachdem der Zöllner unser Boot untersucht hatte, ob wir nicht unbefugterweise einen dritten Mann darin versteckt hätten, teilte er uns mit, wir hätten 725 Dinare Kaution zu stellen. Und das Gesicht wird lang und länger... Also hinüber ins Dorf, Geld einwechseln!

Hatten wir während der ganzen Fahrt Deutsche getroffen, so war es dennoch eine freudige Überraschung, in Apatin eine Siedlung von 15000 Deutschen zu treffen. Schon von fern ließ sich der deutsche Einfluß an dem schmucken Häuserbau erkennen, und die schneeweiß getünchten Wände lockten von weit her.

Wandert man durch das Städtchen und hört die Leute reden, glaubt man in die Gegend von Stuttgart versetzt zu sein, so unverfälscht wird dort geschwäbelt. Unter Maria Theresias Regierung sind die Schwaben meist ins Land gekommen und haben sich durch Fleiß und Sparsamkeit einen

V/31



Serbischer Schafhirt.

Seit 1919 bildet das frühere Königreich Serbien die Kernprovinz des neuen Staates Jugoslawien.

ansehnlichen Wohlstand erworben. Wie blickblank waren ihre Höfe, wie sauber die Häuschen, aber wie schauerlich die Straßen! Deren Instandhaltung unterliegt der jugoslawischen Verwaltung, und wenn diese schon in eigenen Gebieten nicht für Ordnung sorgt, hat sie für die deutschen Siedlungen erst recht kein Interesse.

Apatin hat zwei Schulen, eine serbische, in die die Kinder der serbischen Beamten gehen, und eine deutsche, für deren Unterhaltung die deutsche Gemeinde aus eigenen Mitteln sorgen muß. Die am meisten verbreitete Zeitung ist das Deutsche Volksblatt, das in Neusatz erscheint; aber auch in Apatin erscheint wöchentlich einmal eine deutsche Zeitung, mit deren Herausgeber wir uns eingehend über Fragen des Deutschtums unterhalten haben.

Gegen Mittag des folgenden Tages fuhren wir wieder ab. Kaum waren die letzten Häuser Apatins hinter uns zurückgeblieben, so umgab auch schon wieder dichte Wildnis beide Ufer. Ein alter Fischer, der uns eine Zeitlang mit seinem Kahn begleitete, erzählte so allerhand aus dem Kriege und der Nachkriegszeit. Er rühmte die deutsche Organisation; unter deutschem Kommando habe es stets etwas zu essen gegeben, bei den Ungarn recht oft nicht. Habe der Deutsche eine serbische Ortschaft besetzt, so habe er sofort alle Lebensmittel

requiriert und systematisch in die Truppenmagazine verteilt. Die Ungarn hätten nur so viel genommen, wie sie am Tage des Einmarsches brauchten; die Truppe, die an der Quelle saß, hatte im Überfluß, andere Teile gingen leer aus. Er erzählte auch von der Angst der serbischen Gendarmen vor Spionen und fragte uns, ob wir nicht gekommen wären, um Landkarten zu zeichnen. Ich erklärte ihm, diese Arbeit hätten uns die k. k. Generalstabsoffiziere der alten Monarchie abgenommen. Schließlich hielt er eine begeisterte Rede auf Deutschland. „Ich bin auch mal in Deutschland gewesen, in Passau. Dort war es schön. Ich wollte, noch einmal könnte ich nach Passau, bevor ich sterbe!“ — Diese Stimmung ist typisch für die dortige Gegend. Deutschland ist in den Augen der Leute das Land der Rätzel, das Land der Macht, aber auch das Land, von dem sie Rettung erhoffen.

Die Wasser der Donau waren recht träge geworden; wir hofften, die bald einmündende Drau würde ihnen etwas Beschleunigung geben. In schöner Fahrt ging es an dem Städtchen Almás vorbei. Hinter uns, über der Mündung der Drau, ging die Sonne unter. Selten habe ich ein Farbenspiel von solch erhabener Schönheit gesehen. Unten, am Horizont, die schwarzen Wälder des Donaufers, die blutrot beleuchteten Wolken, das glitzernde Wasser — es war ein Meisterstück der Künstlerin Natur.

Der Abend sah uns in Palanka, und, es scheint, daß wir auf dieser Fahrt besonders gut von der Glücksgöttin bedacht waren: er sah uns dort zu einer günstigen Stunde. Palanka feierte Kirchweih, und der dortige deutsche Klub hatte zu einem Tanzkränzchen eingeladen. Diese Gelegenheit, an einem frohen Feste der Deutschen teilzunehmen, ließen wir uns natürlich nicht entgehen. Schnell wurde der Rudertrikot mit dem Stadttanzgut vertauscht und der letzte weiße Kragen angelegt.

Schon von draußen hörten wir die Klänge jenes berühmten Liedes von der Jungfrau Helene, die zum Baden ging, aber nicht recht ins Wasser wollte, vermutlich weil es zu kalt war. All unsere schönen Tänze wurden hier mit derselben Begeisterung gedreht, so daß wir nicht aus dem Rahmen herausfielen. Nur beim ungarischen Eschardasch und beim serbischen Kolo mußten wir beiseite stehen.

Lange hielt's uns jedoch nicht bei der Tanzerei. Wir kamen mit Führern der dortigen Deutschen ins Gespräch, und bei einem guten Schoppen Palankaer Wein vergaßen wir die holden Schönheiten im Tanzsaal bald.

Die deutsche Besiedlung der Batschka, des Gebietes zwischen Apatin und Neusatz, ist zum großen Teil von Apatin ausgegangen. Als Handwerker, Kaufleute oder Weinbauern haben sich die Schwaben in fast allen Dörfern und Städten der Batschka niedergelassen und sind zu einem wirtschaftlichen Machtfaktor geworden. Wenn sie auch ihre Muttersprache nie aufgegeben haben, mit den anderen Bewohnern des Landes verständigen sie sich in deren Sprache. So kommt es, daß sehr viele Deutsche drei oder vier Sprachen fließend sprechen, z. B. Deutsch, Ungarisch, Slowakisch und Serbisch. Unter der früheren ungarischen Herrschaft waren sie zwar gut aufgehoben, aber es bestand für sie die Gefahr der Madjarisierung, zumal da sie katholisch waren. Einfluß-

reiche ungarische Kreise, die die geistigen Qualitäten der Deutschen wohl erkannten, vermochten sie in ihr Lager herüberzuziehen und ihnen gute Stellungen anzubieten, falls sie ihr Volkstum aufgäben, und mancher ist daher abgesprungen. Wesentlich besser lagen die Verhältnisse bei den evangelischen Siebenbürger Sachsen, die durch ihre Konfession von den Ungarn getrennt wurden.

Der Krieg und das Zusammensein von Reichsdeutschen brachten eine gewaltige Stärkung des deutschen Gedankens, der dann überall Wurzeln schlug, nachdem Jugoslawien das Land annektiert hatte. Nach dem Vorbild Siebenbürgens ging man an die Gründung des deutschen Kulturbundes.

Am Tage vor der Wahl zur Skupschtina beschossen Panzerautos mit Maschinengewehren die deutschen Siedlungen, um die Bevölkerung einzuschüchtern. Das Gegenteil trat ein. Mit Hilfe einer unermüdlichen Propaganda zusammen mit den serbischen Oppositionsparteien wurde der Wahlerfolg errungen. In einer Ortschaft mit 600 stimmberechtigten Deutschen erhielt die deutsche Liste 601 Stimmen. Der Oberstuhlsrichter schäumte vor Wut ob dieses Ergebnisses, sechzehnmal in elf Tagen ließ er die Führer der Deutschen vor sich laden, hielt ihnen den geladenen Revolver vor die Brust, doch diese ließen sich nicht einschüchtern. Sechs Abgeordnete, unter der Führung Dr. Mosers, vertreten heute im jugoslawischen Parlament die Interessen der Deutschen, und infolge der Parteiverhältnisse im Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen bildet diese kleine Fraktion sehr oft das Zünglein an der Waage. Ohne sie ist die Regierung der Opposition unterlegen.

Um den deutschen Besitz an sich zu ziehen, führte Jugoslawien kurz nach dem Kriege eine Agrarreform ein, bei der den Minderheiten abgenommenes Land an serbische Kriegsteilnehmer verteilt wurde. Heute sind 90 % dieses Landes wieder in deutschem Besitz. Der Serbe arbeitet so viel, daß er zu essen hat, nach Besitz geht sein Ehrgeiz nicht.

Der wirtschaftliche Führer der Deutschen ist Dr. Kraft. Von seinen Streichen erzählen die Schwaben mit besonderer Freude. Eines Tages fährt er nach Italien, kauft dort für 11 Millionen Dinare Kunstdünger, um der einzigen serbischen Kunstdüngerfabrik zum Bankrott zu verhelfen. Da infolge seiner Organisation jeder Zwischenhandel fortfällt, ist sein Kunstdünger bedeutend billiger, und das serbische Unternehmen erleidet schwerste Einbußen.

Dann kauft er auf seinen Namen eine Hauffabrik einer serbischen Bankgruppe ab. Auf die Frage, was er damit wolle, antwortet er, das werde man schon sehen. Sofort ruft er die haufbauenden Schwaben zusammen und gründet eine Genossenschaft, die ihm auch das Kaufgeld gibt. Seit der Zeit erzielen die Haufbauern weit höheren Gewinn, da sie mit eigener Fabrik arbeiten. —

So plauderten wir bis vier Uhr früh. Mit recht dankbarem Herzen trennten wir uns von den Leuten; an jenem Abend hatten wir viel gelernt.

Einer Einladung zur Weinlese folgten wir gern. Ein Tag konnte dafür noch geopfert werden. Erst am nächsten Mittag, nachdem wir nochmals mit Hühnerbraten und altem Wein bewirtet worden waren, ging es weiter.

Das Donauufer, das während der letzten Tage nur Weiden- gebüsch und Sandbänke dem Wanderer geboten hatte, erfuhr etwas Belebung durch die auf der rechten Seite heran- tretenden Höhen der Truska Gora. Die rebenbefränzten Berge waren jetzt der Schauplatz emsigen Lebens; weithin schallte das Richern der Weinleserinnen und das Knarren der Pressen. Erst als die Dämmerung hereinsank, verstummte das lustige Völkchen. Still und einsam wurde es wieder. Der letzte österreichische Eildampfer war schon vor einigen Tagen an uns vorbeigefahren. Außer einigen Lokal- und Schleppfischern war die Donau leer. Mit Riesenschritten ging es in den Herbst. Der Aufenthalt in so geringer Höhe über dem Wasser wurde wegen der Kälte ungemütlich, da half nur fleißiges Paddeln.

Gegen Mitternacht erreichten wir Neusatz, stellten unser Boot in den Schuppen der serbischen Schiffsahrtsgesellschaft und gingen, Quartier zu suchen. Das einzige Hotel der Stadt war natürlich besetzt, doch gab uns der Portier die Adresse einer Vermieterin an. Ich will nicht schildern, was für Gefühle uns bewegt haben, als diese uns in ihr eheliches Schlafgemach führte und mit dem selbstverständlichsten Gesicht von der Welt uns dort zwei Betten anwies. Der Ehemann schlief noch, als wir am anderen Morgen aufbrachen. Nach einer Stunde trieben wir schon an der alten Feste Peterwar- dein vorbei. Bald kam auch Karlowitz in Sicht, bekannt als Bischofsitz und berühmt wegen seines feurigen Rotweins. — Zum letzten Male bildeten Spiegeleier und Schmalzbrot unser Mittagessen — die Flussfahrt näherte sich ihrem Ende.

Mitten auf der Fahrt trafen auf einmal altbekannte Töne unser Ohr. Dort oben in den Weinbergen piffte jemand das Lied vom Abschiednehmen: „Lieb Heimatland, ade!“

Ein junger Schwabenbursch war es, der auf diese Weise uns das Zeichen geben wollte, daß Landsleute dort wohnten.

Nachdem wir unser Boot der guten Obhut eines kroatischen Bauern übergeben hatten, stiegen wir mit dem jungen Bur- schen die Weinberge hinauf.

V/33

Mitten zwischen den Reben lag das Häuschen seiner Eltern, die uns äußerst gastfrei aufnahmen. Durch strenge Arbeit und Sparsamkeit hatten die Leute, die bei der Hochzeit nicht das geringste Gut ihr eigen nannten, einen kleinen Wein- acker erworben, und langsam wuchs ihr Wohlstand. Freilich mußten alle Hausgenossen, auch die kleinsten Kinder, mit Hand anlegen: ein zwar hartes, aber zielvolles Leben.

Am frühen Morgen lud uns der Schwager unseres Gast- gebers zum Frühstück ein. Wir wurden königlich bewirtet.

Man stelle sich vor: Most, alten und jungen Wein, selbstgebrannten Kognak, Kuchen, Weißbrot mit Schinken und guter But- ter, alles Dinge, die den hungrigen Magen eines Donaufahrers mit großer Bonne erfüllen.

Ein prachtvoller blauer Himmel, lachender Son- nenschein verschönten den letzten Tag, an dem die treue Donau unser Boot tragen würde. Um nicht spät abends in Belgrad anzukommen, griffen wir kräftig zu, vorbei an Glankamend mit der Mün- dung der Theiß, bis wir kurz hinter dem Untalfal- vaer Ried die Stadt vor uns liegen sahen. Zur Linken Semlin. Um die große Kriegsinsel herum, auf das Kastell Belgrad zu — vor dem Magazin der ungarischen Schiff- fahrtsgesellschaft sprangen wir an Land: die Fahrt war beendet! Tausend- fünfzig Kilometer hatte uns das Boot durch fremde Länder und Völkerschaften getragen. Fast vier Wo- chen waren vergangen,

seit wir in Passau das Boot bestiegen hatten. Allen Ge- fahren zum Trotz, Sandbänke und Felsen verachtend, hatte es, ohne den geringsten Schaden zu nehmen, ausgehalten. Das einzige, was von unserer Ausrüstung nicht gebraucht wurde, waren die Reiseapotheke und das Reparaturwerkzeug: wahrlich eine glückliche Fahrt! Mit leiser Wehmut bauten wir das Boot ab. Das Leben in der Waldeinsamkeit war zu Ende, nun trat die Großstadt wieder in ihr Recht. Bei den Klängen der Balalaika im Hotel Imperial lasen wir die Briefe der Lieben aus der Heimat und sandten die Nachricht hinaus, daß die Fahrt glücklich verlaufen und Schiff und Passagiere in bester Verfassung seien.



Mädchen aus Mohacs in ihrer Nationaltracht.
Mohacs ist ein jugoslawischer Marktflecken im ehemals ungarischen Komitat Baranga.

Eine sinnreiche Mückenfalle.

Von Dr. Johs. Bergner.

Im ersten Frühjahr, ehe noch das grüne Laubdach sich über unseren Wäldern schließt, lenkt eine sonderbare Pflanze den Blick des Wanderers auf sich: der Aronstab. Mit seinem grünen, tütenförmigem Hüllblatt, aus dem ein bräunlichvioletter Kolben ragt, wirkt dieses giftige Kraut so fremdartig, daß es wohl mancher näher untersucht.

Die erste Überraschung, die ihm beim Öffnen der auffälligen Blattscheide wird, ist ein Schwarm munterer Mücken, der sogleich das Weiße sucht. Vom Nasengeruch der Blüten oft weiter angelockt, lassen sich nämlich unzählige Mücken, auch einige winzige Fliegen und Käfer, auf dem wie faules Fleisch gefärbten Kolben nieder und klettern daran abwärts in die Tiefe. In dem vor Wind geschützten Kessel ist es ja auch dank der lebhaften Zersetzung des stärkehaltigen Kolbens um sechs bis zehn Grad wärmer als draußen in der Frühlingsluft! Kein Wunder, wenn da an rauhen Tagen und in oft noch empfindlich kalten Nächten sich Hunderte von leichtbeschwingten Gästen in solche Wärmestuben flüchten. An viertausend Insekten zählte schon ein Forscher, der, um dies sicher festzustellen, die abgeschnittenen Blütenstände gleich in Spiritus einlegte. Natürlich können solche Massen sich in dem Kerker kaum noch rühren, geschweige ihn verlassen, denn die am engen Eingang stehenden, abwärts gerichteten Reusenhaare erlauben wohl ein Durchkriechen, doch sperren sie den aufsteigenden Tieren den Ausgang. Infolgedessen toben sie in ihrem dunklen Gefängnis und drängen und stoßen im engen Raume an die Blüten.

Das aber will gerade Mutter Natur, die unsere zappelnde Gesellschaft in den Dienst der Bestäubung stellt, um die Erhaltung der merkwürdigen Pflanzenart zu sichern.

Zum leichteren Verständnis betrachten wir nun unser zweites Bild. Wir sehen am Grunde der Blütenachse grüne Kugeln; es sind die aus Fruchtknoten und Narbe bestehenden weiblichen Blüten. Durch einen Borstenkranz getrennt, folgt dann die Schar der dunkelroten, nur von Staubgefäßen gebildeten männlichen Blüten, während darüber die schon genannten reusenartigen Haare das enge Pfortlein sperren — ein eigenartiger, auf Fremdbestäubung angewiesener Blütenstand. Der Zweck der raffinierten Falle ist damit schon gekennzeichnet, denn die gefangenen Insekten berühren wohl oder übel die reifen Narben und befruchten sie mit Pollenstaub, den sie von einer anderen, älteren Pflanze an ihrem Körper mit sich herumschleppen.

Danach vertrocknen die Narben und scheiden süßen Nektar aus, an dem sich die Gefangenen laben, die ihren Hunger ohnehin schon an der saftigen Innenwandung ihres Kerkers stillten. Nun öffnen sich die Staubgefäße und pudern diese und andere noch dazugekommene Mücklein, die im orangefarbenen Blütenstaube förmlich waten, gründlich ein. Jetzt erst weichen die Bitterstäbe ihres Kerkers, die den Ausgang sperrenden Haare vertrocknen, die Blütscheide lockert sich und entläßt ihre Häfeling, die, durch die Freiheitsberaubung keineswegs gewirgt, sich gleich wieder solch molliges Gefängnis suchen. — Im Hochsommer reifen sodann die scharlachroten Beeren, die nach dem Schrumpfen des Kolbens aus der vergilbten Blütenhülle weithin leuchten. Dadurch werden vor allem Drosseln und Hühnervogel angelockt, die sie verzehren, die harten, unverdaulichen Samen aber weithin verschleppen und so der Ausbreitung des Aronstabs dienen.



Drei Blütenstände des Aronstabes auf verschiedenen Entwicklungsstufen.

Das Hüllblatt der mittleren Pflanze ist aufgeschnitten, um die männlichen und weiblichen Blüten sowie die Anordnung der Kesselfalle zu zeigen.



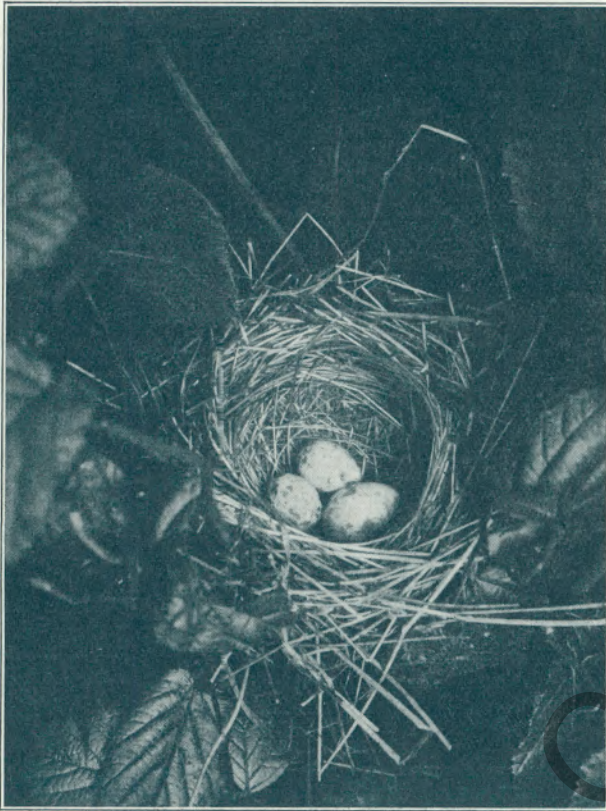
Blühender Aronstab.

Die dunkelgrünen, meist braun gefleckten Blätter werden selbst von den gefräßigen Schnecken verschmäht, weil mikroskopisch kleine Bündel von Kristallnadeln lebhaftes Brennen im Munde verursachen.

Prinz Kuckuck.

Von H. R. van Kieffhoben.

Es ist gerade um die Mittagszeit. Aus dem Unterholz des maigrünen Waldes hört man in kurzen Abständen ein schnalzendes „täf täf täf“. Hier ist ein Grasmückenest, das



Agfa-Photo.

Die heilige Dreizahl.

schlicht und recht aus Grashalmen und Wurzelwerk in das Gebüsch fast schwebend hineingeseht ist. Der Herr des Grasmückenestes hat schon vor geraumer Zeit das Brutgeschäft von seiner Frau vertretungsweise übernommen. Doch die verabredete Zeit ist schon lange verstrichen, alles Rufen verhallt unerwidert. Wahrscheinlich ist das Sehnen der kleinen Frau nach den Wildkirschen an der Jagdhütte wieder einmal zu groß gewesen.

Das viele Nachgrübeln über die leckeren Kirschen läßt den gestrengen Eheherrn seine Vertreterpflicht doppelt langweilig empfinden. Überdies sind heuer nur zwei Eier im Nest; weshalb soviel Aufhebens machen! Der Strauch ist ein sicheres Versteck, Nest und Gelege können gewiß für kurze Zeit einmal allein bleiben. Noch ein vorsichtiges Auspähen, dann geht es in schußweisem Flug über die kleine Wiesenfläche schnell

und leicht durch Gebüsch und Äste dem Weibchen nach.

Doch das sorglose Elternpaar hat nicht mit der Kuckucksfrau, die in diesem Revier herumstreicht, gerechnet. Jetzt ist der lang ersehnte Augenblick da. In wenigen Sekunden hat sich die „Belegschaft“ in eine heilige Dreizahl verwandelt. Voll Zornes die Kopffedern sträubend, umhüpft das wieder auftauchende Grasmückenpaar das Nest; doch sie sind von



Agfa-Photo.

Prinz Kuckuck in Pension bei Grasmückens.

Hause aus fröhliche Leute, die sich nicht verdrießen lassen. So nimmt die Hausfrau denn auch bald das fremde Ei liebevoll unter die wärmenden Flügel. Madame Kuckuck, die alles von ihrem Zugplatz aus gesehen, läßt ein zufriedenes „Quick-wickwick“ hören.

Die Ruhe des Waldes ist nun wiederhergestellt, aber das Lärmen der Tiere hat doch eine Schar anderer Vögel herangezogen, von denen zwei Krähen sich bald zur Besprechung des unerhörten Falles mit behäbigen Allüren abseits setzen, wie es Leuten geziemt, die voll von Lebensweisheit und Erfahrung sind. „Es ist eine merkwürdige Familie,“ schloß die alte Vogeldame, „allerdings, Kuckucke haben auch ihre guten Seiten, und der alte Hegemeister im Forsthaus rechnet ihnen die Vertilgung von Raupen und Ungeziefer hoch an. Aber, aber... diese lockeren Sitten...!“



Agfa-Photo.

„Aber, aber... diese lockeren Sitten...!“



„Das Tor der Hoffnung.“

Von Clara Priess, Lübeck.

So nennt Hedwig Wangel das Haus, das sie in Storkow in der Mark erworben, eingerichtet und geöffnet hat für ihre Schützlinge: entlassene weibliche Strafgefangene. Es ist ein schönes Landhaus in einem alten großen Parke, der sich herunterzieht zum stillen Wasser des Dolgensees. Unendlich viel Liebe und Arbeit hat diese Frau eingeseht, um das Ziel zu erreichen. Sie sagt selbst:

„Das Tor der Hoffnung“, so soll das Haus am Dolgensee heißen. Aber es wird nicht angeschrieben stehen, denn niemand von denen, die hier vorbeigehen, soll wissen, um was es sich handelt. Sie mögen glauben, es sei eine große Privatvilla. Die es angeht, wissen ja Bescheid, sie bekommen in den Gefängnissen den Prospekt ausgehändigt und die Fahrkarten zu mir. Da finden sie schon hin. Die Tür ist immer auf. Auch nachts wird sie nicht zugeschlossen. Zu jeder Stunde können die armen Wesen zu mir kommen, zu jeder Stunde können sie auch wieder fortgehen. Nicht der geringste Zwang wird auf sie ausgeübt. Wenn es ihnen nicht gefällt — die Tür ist offen. Ich stehe mit vielen Frauengefängnissen in Verbindung, vor allem mit dem großen Berliner Frauengefängnis in der Barnimstraße.

Der psychologisch schwerste Moment ist die Entlassung aus dem Gefängnis, wenn diese Mädchen dann wieder zum ersten Male auf der Straße stehen. Meist werden sie von einer Freundin oder einem Freund abgeholt; zu groß ist da die Verlockung, das alte Leben wieder anzufangen. Deshalb muß das Werben für mein Heim schon im Gefängnis selbst beginnen. Hier muß man schon aussondern und die Verstoßten, denen doch nicht mehr zu helfen ist, von den jungen Seelen scheiden, in die man noch den Keim zum neuen, besseren Leben pflanzen kann. Oh, ich weiß genau, daß nicht allen zu helfen ist; es gibt viele, die von Natur aus schlecht sind. Aber die meisten sind im Kern gut, die meisten, die nach ihrem Zusammenbruch die Wohltat des völligen Geborgenseins empfinden und die Schule für einen neuen Lebensaufstieg genießen läßt, sind zu retten. Ich weiß: meine Aufgabe wird dennoch schwierig sein. Aber die meisten Menschen wissen es nicht — wieviel man in der Welt mit Liebe und Güte erreichen kann...“

Schon vor dem Kriege hatte Hedwig Wangel, die gefeierte Schauspielerin, allen unerwartet, die Bühne verlassen. Sie wurde Stadtmissionarin, lernte dann schustern, schneidern, kochen, immer das Ziel im Auge, daß sie dies alles brauchen würde, wenn hilflose, arbeitssuchende Menschen zu ihr kämen. Während des Krieges las sie im Berliner Frauengefängnis aus der Bibel vor. Und in ihr begann die Idee zu keimen, ein Heim für diese Mädchen zu schaffen, ein Heim, in dem sie die erste Zeit nach der Entlassung aufgehoben sind, ein Heim, in dem sie etwas Ordentliches lernen, in dem sie wieder zu Menschen werden.

Im gleichen Jahr fand sie das Haus am Dolgensee. Der Preis war nicht sehr hoch, immerhin doch so hoch, daß die Sammlungen der Frau Wangel nicht ausreichten, um es zu bezahlen. Da stellte der Besitzer ein Ultimatum: in 14 Tagen müsse die verlangte Summe auf dem Tisch liegen, sonst müsse er das Angebot bedeutend erhöhen. Da raffte die 50jährige Hedwig Wangel ihre ganze Energie, ihren Mut und ihre körperlichen Kräfte, ihr Gottvertrauen, ihren Humor und ihre Leidenschaftlichkeit zusammen und lief 14 Tage lang treppauf, treppab durch Berlin und bettelte. Und siehe da, das Wunder geschah: in der letzten Stunde hatte sie die Summe zusammen.

Wer Einblick in Gefängnis und Strafvollzug hat, wer da weiß und sich klarmacht, daß Hunderte

von gefangenen Frauen und Mädchen jeden Tag in Deutschland entlassen werden und ohne Wohnung, Brot und Arbeit auf der Straße stehen, der wird mit Hochachtung und starkem Mitleid Hedwig Wangels große und schwere Hilfsarbeit begrüßen.

Die aus dem Gefängnis entlassenen Mädchen und Frauen sollen in dem Heim am Dolgensee etwas lernen, damit sie als ordentliche Menschen wieder ins Leben treten können. In der Hauptsache wird Schneiderei gelehrt, jedes Mädchen soll etwa ein Vierteljahr in dem Heim bleiben. Auch Maschinenschreiben und Stenographie werden gelehrt, vielleicht auch etwas Kunststickerei, kurz alles das, was Frauen können müssen, die selbständig ihr Brot zu erwerben gezwungen sind.

38 bis 40 Frauen und Mädchen kann das Heim zu gleicher Zeit beherbergen.



Die stille Stunde.



Hedwig Wangel (links) im Kreise ihrer Schützlinge.



Hauswirtschaftliche Ausbildung im „Tor der Hoffnung“.

Die Mädchen schlafen in Zimmern zu vierein. Ein großer Teil der Zimmer geht nach dem See heraus. Viele haben Balkone. Man sieht nur das grüne Laub der Bäume und dazwischen den blauen Dolgensee. Welch ein Kontrast für diese armen Wesen, die eben noch auf die gelbe oder graue Steinwüste ihres Gefängnishofes stierten!

Die Mädchen haben ihren Rundfunk und ihr Kino. Sie haben eine stille Stunde täglich für ihre Bibel und andere gute Bücher. Sie haben ein Harmonium und Lieder, Blumen und Tiere. Sie lernen das Leben wieder von der normalen Seite kennen.

So will Hedwig Wangel ihren Schützlingen Licht und Kraft vermitteln — Mut für den neuen Anfang.

Neu eingerichtet werden soll jetzt eine Schneiderwerkstätte,

wo die sich Bewährenden bis zum Gefellensfüß in der Schneiderei gefördert werden, damit sie etwas Ganzes leisten können und nicht für immer Nichtstümer bleiben — aus Unterernährung an Lehre und Liebe.

Wer Hedwig Wangel sah und sie über ihr Werk sprechen hörte, der spürt das Große, das Lebenswerte: wie hier ein reicher, warmherziger Mensch für eine große Idee lebt und arbeitet. Aber die Liebeskraft dieser starken Frau kann das Werk nicht allein tragen und halten. Sie schaut immer wieder nach Helfern aus. Sie beruft sich mit Recht darauf, wieviel Not und Verbrechen verhütet, wieviel Armut und Schande verhindert werden, wenn man hier zur rechten Zeit noch heilend eingreift*.

Von der Ehrfurcht.

„Wohlgeborene, gesunde Kinder bringen viel mit; die Natur hat jedem alles gegeben, was er für Zeit und Dauer nötig hatte; dieses zu entwickeln, ist unsere Pflicht, öfter entwickelt sich's besser von selbst; aber eins bringt niemand mit auf die Welt, und doch ist es das, worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei. Können ihr es finden, so sprecht es aus.“

So wird Wilhelm Meister in Goethes „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ angeredet, als er seinen Sohn zur Erziehung in die „pädagogische Provinz“ bringt. Und die Antwort, die er selbst nicht findet, heißt: „Ehrfurcht“.

Und dann die Erklärung. Eine dreifache Ehrfurcht wird hier gelehrt, und verlangt: Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, daß ein Gott da droben sei, der sich in Eltern, Lehrern, Vorgesetzten abbildet und offenbart.

Zum zweiten: die Ehrfurcht vor der Erde, vor allem, was sie uns gibt und erschließt, vor ihren Leiden, ihren Freuden.

Und zum dritten: Ehrfurcht vor seinen Mitmenschen. Vor allem Göttlichen und Menschlichen, das sich in ihnen zeigt und offenbart.“

Wenn wir im Lichte dieses Goethewortes heute um uns schauen, so wissen wir, was unserer ganzen Zeit, vor allem unserer Jugend, fehlt: Ehrfurcht — Ehrfurcht vor Gott und den Eltern, den Lehrern und Vorgesetzten, den Alten, Kranken, Mäßen. Es mangelt auch an der Ehrfurcht vor der Erde, am Verständnis für die Werte, die sie in treuer, täglicher Arbeit gibt und erschließt, am rechten Einvernehmen und Achten der Freuden und Leiden, die sie ihren Kindern schenkt. Und es fehlt den jungen Menschen die Ehrfurcht voreinander, die sich in Höflichkeit und Freundlichkeit, in strenger Redlichkeit und Hilfsbereitschaft, in Achtung vor des andern Art und Persönlichkeit äußert.

Immer wieder fragen wir Eltern und Pädagogen: „Woher dieser Mangel und die Verwilderung, die er mit sich bringt? Woher dies Versagen unserer Erziehung?“

Gewiß liegt viel am Beispiel; denn auch den Erwachsenen sind der Begriff und die Übung der Ehrfurcht sehr abhanden gekommen. Aber in früheren Zeiten sind die Eltern und Lehrer gleichfalls keine Heiligen

gewesen und haben doch bei ihren Kindern und Schülern mehr Ehrfurcht geweckt und gefunden. Sehr viel Schuld hat sicher die ganze Methode unserer Erziehung, die — ein Rückschlag nach dem harten System der Prügelstrafen — vor etwa zwei Generationen einsetzte und zu Anfang unseres Jahrhunderts das berühmte Wort Ellen Keys vom „Jahrhundert des Kindes“ zu ihrem Leitwort machte. Die Kinder haben dann rasch genug begriffen, wie wichtig sie sind, daß ihnen die beste Liebe und die Zukunft gehören. Sie schieben alles beiseite, was unbequem und hinderlich für die eigene freie Entwicklung scheint, sie kennen keine Furcht vor ihren Eltern und Vorgesetzten, aber auch keine Ehrfurcht. Dazu kommt, daß die langen Kriegsjahre mit ihren Erregungen und Unregelmäßigkeiten der ruhigen Entwicklung unserer Kinder schädlich gewesen sind. — Wie ist hier zu bessern?

Mit Ermahnungen und Strafen, mit rückläufigem Kurs sicher nicht. Goethe sagt weiter: „Der Natur ist wohl Furcht gemäß, aber keine Ehrfurcht. Der natürliche Mensch strebt aus der Furcht zur Freiheit, aus der Freiheit wird er zurück in die Furcht getrieben und kommt um nichts weiter. Sich zu fürchten ist leicht — Ehrfurcht zu hegen ist schwer. Ungern entschließt sich der Mensch zur Ehrfurcht, oder vielmehr, er entschließt sich nie dazu; es ist ein höherer Sinn, welcher seiner Natur gegeben werden muß, und der sich nur bei besonders Begünstigten aus sich selbst entwickelt, die man auch deswegen von jeher für Heilige gehalten hat.“

Was ist nach diesen Goetheworten für unsere Zeit, für unsere Kinder zu erhoffen? Daß wieder Menschen geboren werden, Persönlichkeiten, die zu jenen „Begünstigten“ gehören, die „den höheren Sinn der Ehrfurcht aus sich selbst entwickeln“ — die Ehrfurcht haben und Ehrfurcht wecken, die auch unserer Jugend aus der geistigen und seelischen Verarmung heraushelfen, welche durch Mangel an Ehrfurcht bedingt wird. Wir hoffen, daß durch sie ein neuer Tag und Aufstieg kommen.

P. L.

* Durch einen Jahresbeitrag von 3 Mark kann jeder Mitglied der Hedwig-Wangel-Stiftung werden und helfen, daß das begonnene Werk weiter besteht und gedeiht. Die Geschäftsstelle befindet sich in Berlin W, Steglitzer Straße 35.



Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

Bindungen und Kraftquellen des faschistischen Italien.

Von Franz Rassel.

(Gekürzt.)

Aus dem Aprilheft der „Zeitschrift für Geopolitik“.
Einzelheft 2.50 RM.

Die Italiener teilen ihre Geschichte gern ein in die Zeiten des „ersten“, „zweiten“, „dritten“ und neuerdings sogar „vierten“ Rom. Das erste Rom ist das Imperium Romanum. Das zweite Rom ist die geistige und politische Vorherrschaft des päpstlichen Stuhles im Mittelalter. Das dritte Rom ist Neuitalien seit seiner „Auferstehung“ (risorgimento) um 1860. Das vierte Rom tritt wieder mit den Zielsetzungen des Imperium auf: es ist das faschistische Italien.

Auf den ersten Blick ist zu erkennen, daß jedem dieser vier Reiche von Rom ein besonderes unterscheidendes Merkmal anhaftet. Das antike Rom verdankte seine Macht der ungeheuren Kraftentfaltung indogermanischer Einwanderer über ältere Völker, erst der Halbinsel, dann im ganzen mittelmeeischen Umkreis. Aber der damit verbundene gewaltige Zustrom fremder Volksteile aus allen Teilen des Reiches hat zuletzt den inneren Zusammenhalt unterhöhlt.

Aus dem ersten Rom mußte das zweite notgedrungen hervorgehen. Dem Ansturm unverbrauchter germanischer Völker erlag der politische Zusammenhalt des Imperium Romanum. Aber die überlegene Zivilisation, befruchtet von griechischer Kultur und den neuen Kraftströmen des Christentums, untersuchte nicht nur die politischen Eroberer, sondern bediente sich ihrer zu einer gewaltigen geistigen Ausdehnung weit über die Grenzen des alten Imperium hinaus. Hier, an der Grenze zwischen Mitteleuropa und dem Orient, ist das päpstliche Rom noch jahrhundertlang der Mittelpunkt der Welt geblieben.

Dann aber ist der Zusammenhang unterbrochen. Geistig brach die lutherische Reformation die Alleinherrschaft der Kirche. Und zur gleichen Zeit verlor das Mittelmeer durch die großen Entdeckungsfahrten und die durch diese eingeleiteten weltpolitischen Umlagerungen seine Mittelpunktslage. Es wurde ein toter Winkel.

Und doch ist das alte lateinische oder großrömische, eigentlich italienische Zusammengehörigkeitsgefühl zu elementarem Durchbruch gelangt, als die französische Revolution das Ideal der Völkerbefreiung erweckt hatte. Das deutsche Sehnen nach staatlicher Einheit, „soweit die deutsche Junge Klinge“, findet gleichzeitig sein Gegenstück im Befreiungskampf Griechenlands wie in dem unaufhaltsamen Einigungsdrang der Italiener.

Mit der staatlichen Einigung hatte das dritte Rom freilich sein Ziel und seinen Inhalt erreicht. Ein Imperium im alten Sinne kam weder politisch noch geistig mehr in Betracht. Man bedurfte der politischen Anlehnung und fand sie, nachdem die Freundschaft mit Frankreich durch die schmerzlichen Verstümmelungen der Westgrenze wie durch die Wegnahme des „italienischen“ Lums erkaltet war, bei dem östlichen Nachbarn. Es war eine Bernunftsthe, bei der die innige gegenseitige Abneigung gefühlsmäßig nie erloschen ist. So wirkte die Lat, welche das dritte Rom erstehen ließ, gleichzeitig sich dahin aus, daß eben diesem dritten Rom ein wesentliches staatsverhaltendes Moment fehlte: selbstsichere und zukunfts- freudige Latkraft.

Der Schüßengrabengeist hat den Faschismus erzeugt. Man sah plötzlich ein neues, großes Ziel in erreichbarer Nähe: die Vereinigung der „unerlösten“ Brüder jenseits der alten österreichischen Grenze mit dem eigenen Staat. Die Idee erzeugte neue Energien. Der Ausgang des Krieges zeigte Italien freilich noch einmal drastisch in seiner unelbständigen und innerlich unfreien Lage. Von getreuer Erfüllung aller schönen Versprechungen war keine Rede mehr. Wohl kamen Südtirol und Istrien zu Italien, nicht aber Fiume, nicht das ganze italienische Gestade von Dalmatien; Albanien mußte geräumt werden, und aus der Erbmasse der Türkei fiel statt der verheißenen Gefilde von Pamphylien nur das ganz wertlose Inselchen Castellorizzo den Italienern zu. Und zu allem erklärte man plötzlich in Nordamerika, wohin vordem Hunderttausende von Italienern ausgewandert waren, diese Einwanderung für unerwünscht und schlug

dem überbevölkerten Lande rücksichtslos die Tür vor der Nase zu¹. Der Rückschlag in der allgemeinen Volksstimmung wurde von der kommunistischen Propaganda geschickt und mit Erfolg ausgenutzt.

Aus den Wirbeln, die das dritte Rom in den Abgrund des Bolschewismus zu reißen drohten, erstand der Faschismus.

Das vierte Italien steht erst am Anfang. Man kann darüber noch kein abschließendes Urteil abgeben. Von der Parteien Günst und Haß verwirrt, schwankt das Bild des Faschismus wie seines Führers im zeitgenössischen Urteil. Hier soll keine Stellung genommen und keine Partei ergriffen, sondern nur versucht werden, der grundsätzlichen Einstellung und Zielsetzung des vierten Rom gerecht zu werden, soweit das aus eigenster Erfahrung im Lande selbst möglich ist. Die Wahrheit gilt niemand zuliebe und niemand zuleide.

Über die innerpolitischen, tiefgreifenden Umwälzungen, die der Faschismus für Italien mit sich gebracht hat, ist an anderer Stelle gesprochen worden². Hier sei nur zum Verständnis der Gesamtlage betont, daß der tiefste Beweggrund ursprünglich war, die Opfer des Krieges nicht umsonst sein zu lassen und sich endgültig zu befreien von jener unwürdigen Abhängigkeit von anderen Mächten, die für das dritte Italien so bezeichnend war. Italien soll sich nicht damit begnügen, ein Museum für die Fremden zu sein; es soll Großmacht aus eigener Kraft werden; es soll sein Geschick selbst in Händen haben und, anstatt von anderen beherrscht zu werden, selber über andere Einfluß zu gewinnen suchen. An Stelle der politisch kannegießenden Eigenbrötelei und unsicheren Zersahrenheit tritt die Unterordnung des einzelnen wie der Gesamtheit unter den Willen der Regierung, die durch Mussolini persönlich verkörpert ist. Die leitende Idee ist diejenige eines neuen Imperialismus durch die Vormachtstellung Italiens im Mittelmeer. Bewußt knüpft man an die Überlieferung des ersten Rom wieder an.

Der Wille und die Energie des Führers sorgen dafür, daß es nicht bei den Redensarten bleibt. Der rücksichtslos durchgeführte Grundsatz der Disziplin und Unterordnung verbürgt dafür, daß die von oben gegebenen Befehle auch ausgeführt werden. Zwischen Theorie und Praxis klappt nicht mehr der in Italien scheinbar nicht zu überbrückende Gegensatz von ehemals. Das System der „unitarischen und autoritativen Konzentration“ (einheitliche und kraftvolle Zusammenfassung aller Kräfte) gibt der von keinen parlamentarischen Zufälligkeiten und keiner Parteigunst mehr abhängigen Regierung die Möglichkeit, ein Programm auf weite Sicht aufzustellen und beharrlich durchzuführen. Bleibt das System, so ist kein Zweifel, daß seine Ziele in absehbarer Zukunft zwangsläufig und weitgehend erreicht werden.

Der Sinn für die nüchterne Wirklichkeit der Tatsachen, der den Italienern von jeher eigen war, ließ den Leiter des vierten Rom erkennen, wie sehr auch im Leben der Völker die Gesetze der Schwerkraft eine unabänderliche Geltung haben. Jeder große und schwere Körper wirkt automatisch anziehend auf seine kleineren und schwächeren Nachbarn. Der Leiter der italienischen Politik hat das dynamische Grundprinzip eines erfolgreichen neuen Imperialismus klar erkannt.

Wenn Italien als selbständige Großmacht Geltung erlangen will, muß es vor allem danach trachten, erst einmal selber die nötige „Schwerkraft“ zu erlangen. Langsam, aber unaufhaltsam ist die italienische Politik dahin gelangt, den Fragen der Bevölkerungspolitik den Vorrang zu geben und ihr ganzes Programm auf die sozialpolitische Dynamik abzustellen. War die Auswanderung verstopft — um so besser. Man löste das bisherige Auswanderungskommissariat auf und stellte den aller bisherigen Übung entgegengesetzten Grundsatz auf: Nur nach jenen Gebieten sollen die Italiener künftig auswandern, die auch politisch zu Italien gehören, damit sie dem Staat erhalten bleiben. Das war schon deswegen notwendig, weil die recht starke Auswanderung nach Südamerika in großem Umfange zu einer Assimilation der Auswanderer mit der artverwandten spanischen oder portugiesischen Kolonialbevölkerung geführt hatte. Durch Erteilung oder Verweigerung der Pässe und Ausreiseerlaubnis ist man jederzeit in der Lage, den Strom der Auswanderer einzudämmen oder wenigstens in die gewünschten Bahnen zu lenken. Denn wenn die Auswanderung nach Uebersee unterbunden oder jedenfalls äußerst eingeschränkt ist, so liegen doch für die Randgebiete des Mittelmeeres die Verhältnisse anders.

¹ Die heutige Jahresquote der italienischen Einwanderung nach den Vereinigten Staaten beträgt nur rund 6000 Personen!

² Fr. Rassel, Zur Innenpolitik des faschistischen Italien. Preuß. Jahrb. CCX/3, 1927, S. 280.

Die Folgen dieser Entwicklung liegen insofern schon klar zutage, als Italien in den letzten Jahren jährlich einen reinen Bevölkerungszuwachs von fast einer halben Million aufweist und als Staat die Gesamtzahl von 40 Millionen längst überschritten hat. Zahlenmäßig hat es also Frankreich bereits überflügelt; aber noch ist dessen dynamischer Druck überlegen durch die Kräfte seines gewaltigen Kolonialreiches. Aber man sieht, wohin die Entwicklung zielt.

Siedlung tut not!

Von Wilhelm Föllmer.

Aus dem Märzheft der „Brücke zur Heimat“. Zeitschrift des Deutschen Kolonialvereins. Bezugspreis jährlich 6 RM.

Als unsere Vorfahren die Völkerwanderung begannen und damit das politische Gleichgewicht Europas zerstörten und selbst das Weltreich Rom vor dieser ungeheuren Kraft zusammenbrach, war es nicht Latendrang oder Wandertrieb, der diese Volkszüge veranlasste. Es war bittere Raumnot, die die germanischen Stämme zwang, ihre alten angestammten Plätze zu verlassen.

Diese Völkerbewegung hatte die Richtung von Osten nach Westen bzw. Süden. Die Gegenbewegung aus den gleichen Ursachen setzte ein Jahrtausend später ein. Die Hanseaten, der Deutsche Ritterorden, weitblickende deutsche Fürsten, wie Heinrich der Löwe, Albrecht der Bär, wandten sich wieder nach dem Osten und deutschen die Gebiete östlich der Elbe und Weichsel ein.

Die Industrialisierung Deutschlands in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkriege leitete eine neue Volksbewegung ein, die sich vom Lande nach den Industriestädten erstreckte und eine Entvölkerung der Landbezirke, vor allem Ostelbiens, im Gefolge hatte. Die deutsche Industrie war auf den Weltmarkt oder mindestens auf eigenen großen Kolonialbesitz angewiesen. Der Weltkrieg hat den Weltmarkt für die europäische Industrie, besonders für die deutsche, vernichtet, wir sind der Kolonien beraubt, auch die Rohstoffe der Industrie, Kohle, Eisen usw., sind uns zum größten Teil genommen worden. Rumpfdeutschland wurde damit vor ganz neue Aufgaben gestellt, da sein vorkriegszeitliches Wirtschaftsleben völlig zerstört ist.

Die Gesundung und der Wiederaufstieg des deutschen Volkes liegen auf dem Gebiete der Siedlungspolitik. Wir sind ein „Volk ohne Raum“ geworden, denn es kommen in Deutschland auf ein Quadratkilometer 134 Menschen. Aber infolge der Industrialisierung ist die Verteilung außerordentlich ungleichmäßig, und vor allem unsere Ostprovinzen erreichen bei weitem nicht die Durchschnittsziffer; beispielsweise kommen in Mecklenburg-Strelitz auf ein Quadratkilometer nur 38,2 Menschen. In den Grenzkreisen im Osten sind die Verhältnisse ähnlich. Die Bevölkerungsdichte schwankt dort zwischen 42 bis 57, dagegen hat Polen in seinen westlichen Kreisen eine Bevölkerungsdichte von 95 bis 304 auf das Quadratkilometer. Die letztere Ziffer trifft allerdings nur für polnische Oberschlesien zu, aber immerhin ist in diesen Grenzkreisen die polnische Bevölkerung doppelt bis dreifach so groß als in den Grenzkreisen Preußens. Darin liegt eine ungeheure Gefahr für uns, der wir nur durch eine großzügige Innensiedlung begegnen können. Land genug ist dafür vorhanden, wie diese Ziffern zur Genüge verraten. Außerdem besitzen wir ja noch bedeutende Flächen von Ödländereien, die auch für Innensiedlung in Frage kämen.

Der Landhunger, die Sehnsucht nach eigenem Grund und Boden, ist auch der städtischen und Industriebevölkerung nicht abhanden gekommen. Die Abscheu gegen die Mietkasernen nimmt zu, und wir können beobachten, wie in den Grenzkreisen der Großstädte Eigenheime entstehen, selbstverständlich auch von behördlicher Seite gefördert durch sehr billige Baukredite.

Je mehr Deutsche auf eigenem Grund und Boden sitzen, um so stärker werden sie an ihrem Volkstum festhalten, um so mehr wird eine einheitliche Kultur- und Wirtschaftsrichtung ihnen eigen sein.

So wird die Siedlungspolitik mit dazu beitragen, die sozialen und politischen Gegensätze zu überbrücken, und unserm Volk eine einheitliche Grundanschauung geben, auf der sich die gesamte ungeheure deutsche Kraft entwickeln kann, die dann nicht bloß innerhalb der Reichsgrenzen, sondern in der ganzen Welt wahrnehmbar und wirksam sein wird.

Schweizer Perspektiven.

Aus einem Artikel von Max Ryhner, Zürich, Leiter der „Neuen Schweizer Rundschau“, in „Die Neue Rundschau“, Berlin, Januar 1928.

Über die Schweiz bestehen zum Teil Sonderbare, zum Teil keine, zum Teil schlechthin richtige Vorstellungen. Es sind aber nicht immer die Kenner, die über sie zu sprechen unternehmen. Knut Hamsun vermöbelt in einem seiner letzten Romane „das kleine, unbedeutende Völkchen der Alpen“: „es habe ja außer Käse, Uhrenrädchen und Calvin nichts Rechtes hervorgebracht“. Calvin war Franzose, Rousseau wäre richtiger gewesen; aber das mit dem Käse und den Uhren stimmt. Auch die Schokolade wäre zu erwähnen, das Exportvieh in Anschlag zu bringen. Und nicht allein der Weltbedarf an Alpbörnern wird von der Schweiz gedeckt; Zürich und Basel sind seit dem vierzehnten Jahrhundert Zentren der Seidenindustrie; helvetische Dynamos, Turbinen, Lastautos, Lokomotiven laufen in Süd-

amerika und Japan, Stickereien und Schuhe desselben Ursprungs werden in der Alten und Neuen Welt getragen, und um die elektrische Energie unserer Bergströme mag uns das vielfach erträumte Zeitalter der Technik beneiden.

Diese Hinweise sollen nur dartun, daß neben der bauerlichen und kleinbürgerlichen Schweiz eine andere besteht. Es gab 1914 über 8000 Fabriken mit über 500 000 Arbeitern; diese Zahlen sind zur Bevölkerungsziffer ins Verhältnis zu setzen: die Einwohnerzahl der Schweiz erreicht kaum die Berlins. Also Industrie — damit eine starke sozialistische Partei —, aber keine Rohstoffe. Unser Boden vermag uns nicht zu ernähren. Die Industrie ist auf Ausfuhr zugeschnitten, da die Schweiz als Absatzgebiet zu klein ist. Sie muß die Rohstoffe heranschaffen, verarbeiten, die Erzeugnisse auf den Weltmarkt bringen. Doppelte Fracht, doppelter Zoll. Die so verteuerten Produkte bleiben auf der Strecke, vermöchten sie nicht durch ihre Qualität zu bestehen. Selbst Skeptiker wie Hamsun werden zugestehen, daß Genfer oder Neuenburger Uhren einwandfrei zeigen, was die Stunde geschlagen hat.

Die landschaftlichen Reize der Schweiz fesseln oft das Interesse der Fremden weit mehr als der Staat und seine Bewohner. Ich weiß: die idyllische Schweiz. Vielen gilt sie einzig als das. Das Idyll nimmt man heute nicht mehr sehr ernst; heute heißt es Spannung, Zerrissenheit, Problematik. Es gab und gibt noch Unbedingte, die der Schweiz den Vorwurf machen, sie habe im Weltkriege nicht Partei ergriffen. Das sei Lauheit, Egoismus, Gesinnungslumperei gewesen. Es war aber nur Egoismus. Unser staatliches Schicksal hat seine eigene Kurve und Gesetzmäßigkeit. Diese wird von dem Begriff Neutralität einigermaßen angedeutet. Die Schweiz ist aus stichhaltigen Gründen sehr wenig darauf erpicht, sich außenpolitisch aufzuspielen. Sie hat ein paar Jahrhunderte lang sich lebhaft damit befaßt, bis sich eine beruhigte Lebensweise empfahl, das Prinzip des „Eillestseins“, wie damals die Neutralität hieß.

Die Berechnung, daß die deutsche Schweiz gefühlsmäßig immer noch Deutschland neige, die französische und italienische nach Frankreich und Italien, ist zu schematisch vereinfachend. Dem Volksempfinden ist doch vor allem das eigene Land Objekt der Liebe und Sorge. Unsere verschiedensprachigen Gebiete gravitieren nach innen, einem Zentrum zu. Unter sich sind sie verwachsen, nach außen mit ihren Sprachmutterländern verbunden. Diese Verbundenheit ist individuell gestuft, am stärksten und bewußtesten bei den Gebildeten. Die Schweiz hat durch glückliche Fügung einen Modus zur Lösung des Nationalitätenproblems gefunden: man hat in der Bundesverfassung von 1848 das Deutsche, Französische und Italienische als gleichgestellte Landessprachen erklärt. Damit war ein Sprachterror verunmöglicht. In Schule, Kirche, Armee, Gericht, Behörden, im Bundeshaus zu Bern spricht jeder, so hold ihm der Schnabel gewachsen ist, und dennoch versteht man sich, sobald man sich verstehen will.

Unsere Politik ist überaus unliterarisch, sie ist sachlich und unsentimental. Von unseren sieben Landesvätern wird nicht Geistigkeit erwartet, sondern Gescheitheit, Sinn für das Notwendige und Mögliche und Sinn für die Kontinuität der Landesgeschichte.

Die staatliche Unabhängigkeit und Geschlossenheit der Schweiz hat ihr Gegenstück in ihrer geistigen und wirtschaftlichen Verflochtenheit mit den Nachbarländern, mit der Welt. Dieser politisch solide Organismus ist geteilt in Kulturprovinzen Deutschlands, Frankreichs, Italiens. Die Schweiz repräsentiert keine eigene Kultur, sie erhebt auch keinen Anspruch darauf. Der Gebildete fühlt sich der Gesamtkultur seiner Sprache natürlich zugeordnet und angehörig. Daß die deutsche Schweiz entschieden ein sprachliches und geistiges Sonderdasein ablehnte und sich in die Gesamtordnung des deutschen Geistes einfügte, ist ihr Glück. Die Lutherbibel hat die Schweiz für die deutsche Schriftsprache erblickt.

Die Schweiz ist zu jungendlich, um sich störrisch allen Modernismen in die Arme zu werfen. Das läßt sie behäbig und für die Jugend uninteressant erscheinen. Ich glaube, es ist männliche Reife nötig, um diesem Land gerecht zu werden. Es ist nötig, Eigenschaften positiv zu werten, die von der Jugend und allen Radikalen gering veranschlagt werden: Erfahrung, Bewußtsein im Handeln, Abneigung gegen Experimente, Sinn für Stabilität und Dauer. Manchmal treten auch die Kehrseiten dieser Eigenschaften hervor, nämlich Scheu vor Großzügigkeit, Beharren in Lokaltraditionen („Kantöngeist“), Selbstgenügsamkeit, Engstirnigkeit.

Alte Entwicklungsstufen bestehen weiter neben neuesten. Der stete Blick ewigen Urgeistes lenkt den Sinn vom bloßen Wandel und Wandelbaren zurück zum Bleibenden. Daneben aber verwehrt der praktische, weltoffene und unternehmungslustige Geist der Städte- und Ebenbewohner ein bestimmliches Verfallen. Der Oberwalliser, der im entlegensten Dorf elektrisches Licht als Selbstverständlichkeit besitzt, hat in seiner Sprache teilweise noch althochdeutschen Lautstand. Das altgermanische Thing lebt bis heute weiter in der Landgemeinde einiger Kantone. Das römische Recht hat in der Schweiz nie Eingang gefunden, das germanische behauptete sich. Unsere Bundesverfassung ist durchaus zeitgemäß; der chinesische Nationalistenführer Sun Yat-sen hat ihr sogar wesentliche Punkte für sein jungchinesisches Programm entnommen. Das schweizerische Zivilgesetzbuch wird von Mustapha Kemal in der Türkei eingeführt... Aber als vor wenigen Jahren das Volk, d. h. die stimmberechtigten Männer, über Einführung des Frauenstimmrechts zu entscheiden hatte, lehnte es wuchtig ab. Das war wohl unzeitgemäß.

Was die Schweiz Europa, unserer großen Heimat, heute bedeuten kann, wissen wir nicht. Wir wissen nur, was sie ist, und daß wir sie lieben.



Bei dem von den Opelwerken erbauten Raketenauto ist zum ersten Male der Rückstoß hochgespannter, aus einer Düse ausströmender Gase als Antriebskraft in erfolgsversprechender Weise verwendet worden. Damit ist der Technik ein neuartiges Antriebssystem geschenkt, das in unserer schnellebigen Zeit sicher bald seiner praktischen Verwendung zugeführt werden wird. Sich ein Urteil darüber zu erlauben, ob damit das Weltraumschiff verwirklicht werden kann, wäre Anmaßung gegenüber jenen, denen ihr leidenschaftlicher Glaube zu ungewöhnlichem Wissen verhalf¹. Noch kennen wir die Eigenschaften des Äthers zu wenig, um die hier zu überwindenden Schwierigkeiten auch nur ahnen zu können. Selbst heute erscheint ja die geglückte Ozeanüberquerung von Ost nach West vielen noch als ein tollkühnes Wagnis, obwohl wir doch die Eigenheiten unserer Atmosphäre seit langem kennen, wenn wir sie auch nicht beherrschen.

Im Ruhrbergbau werden heute bereits von etwa zehn Zechen die erst kürzlich im Untertagebetrieb eingeführten Förderbänder verwendet². Man hofft dadurch vor allem die Heranschaffung des Versatzmaterials, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Mechanisierung im Bergbau eine Grenze zieht, beschleunigen zu können. Die Wichtigkeit des Bergeversatzes im Steinkohlenbergbau, die sich mit dem Problem des Abraumes der Deckschichten im Braunkohlenbergbau in Parallele stellen läßt, hat weiter zu der Anwendung eines pneumatischen Versatzverfahrens geführt, und zwar auf der Zeche Monopol. Die Versatzberge, welche feinkörnig sein müssen, werden durch Druckluft in die ausgekohlten Räume befördert, machen also den zeitraubenden Handversatz entbehrlich. Besonders zum Abbau schwacher Stöße in flacher Lagerung scheint das Verfahren geeignet.

Einer der größten Vorteile der Verwendung von Öl in der Schifffahrt ist die große Zeiterparnis beim Dunkern durch die einfache Handhabung. Die Druckluftförderung scheint nun berufen, diesen Hauptvorteil des Öles gegenüber der Kohle zugunsten der Kohle auszugleichen. Auf Grund erfolgreicher Versuche mit der Kohlenstaubfeuerung auf Schiffen plant man jetzt in England die Errichtung von Kohlenstaubbunkerstationen in verschiedenen Häfen.

Auf der durch ihr Ammoniakverfahren bekannten Zeche Mont Cenis hat man bereits eine pneumatische Förderanlage für Feinkohle in Betrieb, und auch die Erfahrungen mit dem Blasversatz der Zeche Monopol lassen den Schluß zu, daß die Vermahlung der Kohle zu Staub künftig für eine neuzeitliche Handhabung derselben nicht unbedingt erforderlich sein wird.

Da sich ergeben hat, daß der Dieselantrieb in der Schifffahrt nicht nur in der Beschaffung, sondern auch in Betrieb und Unterhaltung wesentlich teurer ist als Dampfantrieb, wendet man der Anwendung von Hochdruckdampf, der mechanischen Kostbeschränkung sowie den übrigen in ortsfesten Feuerungsanlagen erprobten Verbesserungen nun auch in der Schifffahrt erhöhte Bedeutung zu.

¹ Daß die praktische Verwirklichung eines Erfindergedankens um so langwieriger wird, je neuartiger dieser Gedanke ist, wurde erst im vorigen Heft an dieser Stelle angedeutet.

² Vgl. hierzu Fortschritte der Technik im Jahre 1927, Heft 1, S. 2.

Von den Fortschritten der Fördertechnik wird daher der Kampf zwischen Kohle und Öl sehr stark beeinflusst werden.

Im Vorjahre kamen aus England Meldungen über die Erfindung eines für heilkräftige ultraviolette Strahlen durchlässigen Glases. Nach kaum Jahresfrist werden nun derartige Glasarten auch in Deutschland bereits von mehreren Glashütten fabrikmäßig hergestellt. Ein weiteres Beispiel für die rasche Verbreitung technischer Fortschritte! Inzwischen will man in Amerika festgestellt haben, daß die Durchlässigkeit solcher Gläser bald verlorengeht. Da durch die neuen Glasarten in Verbindung mit der modernen Beleuchtungstechnik ein besserer Ersatz des Sonnenlichtes zu erhoffen ist, bleibt zu wünschen, daß die entdeckten Mängel bald überwunden werden³.

An dem großen Problem, wie die Pflanze mittels der Sonnenenergie die Kohlensäure in Zucker, Stärke usw. umwandelt, wird seit Jahren an vielen Stellen gearbeitet. Einem englischen Forscher ist es nunmehr gelungen, aus Kohlensäure unter Verwendung eines Nickelsalzes als Katalysator bei elektrischem Licht zuckerähnliche Produkte herzustellen. Die Ausbeuten pro Stunde und Flächeninhalt bewegen sich in der gleichen Größenordnung wie bei der Pflanze selbst. Die Ausnutzung des Sonnenlichtes durch die große Oberfläche unserer Blattpflanzen bleibt jedoch eine so ideale Lösung, daß wir lange brauchen werden, um sie auf technischem Wege nachzuahmen. Trotzdem darf man wohl diese neue Zuckersynthese der Herstellung des „organischen“ Harnstoffes durch Wöhler vor hundert Jahren an die Seite stellen⁴ und hoffen, daß aus den zahlreichen Teilerfolgen bald ein Mosaikbild entsteht, welches die endgültige einwandfreie Lösung dieses Rätsels erkennen läßt.

Um die Wasser von Lemme und Ruhr zu reinigen, hat man bei der Hohensyburg einen 4 km langen, 300 m breiten See ausgetauft, der Mitte April gefüllt wurde. Diese neue Flußkläranlage lenkt die Aufmerksamkeit auf den dort ebenfalls im Bau befindlichen hydraulischen Kraftspeicher des Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerkes. Es ist dies ein großartiger Versuch, das Problem des schwer verwertbaren elektrischen Nachtstroms zu lösen⁵. Auf den Ruhrhöhen wird ein künstlicher See gebaut von rund 1,5 Millionen Kubikmeter Fassungsraum. Der von den Werken erzeugte und nicht absehbare Nachtstrom wird zum Hinauspumpen des Wassers in diesen See benutzt. Die künstlich aufgespeicherte Wassermenge wird tagsüber in Turbinen ausgenützt. Man erzielt auf diese Weise 140 000 Kilowatt, das ist etwa ein Drittel der Gesamtleistung des Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerkes. So wird der billige Nachtstrom zur Bewältigung der teuren Stromspitzen ausgenützt.

Kultor.

³ Näheres darüber enthalten die „Fortschritte der Chemie“ auf der folgenden Seite.

⁴ Vgl. Aprilheft, S. 152, Seiden, Zum hundertsten Geburtstage der organischen Chemie.

⁵ Vgl. Jahrgang 1927, Heft 9, S. 422, Abs. 6 des Aufsatzes: Bedeutet Großgasversorgung Verschwendung?

Fortschritte der Chemie

Für ultraviolette Strahlen durchlässiges Fensterglas. Im Gegensatz zu den gewöhnlichen langwelligen Sonnenstrahlen vermögen die ultravioletten Strahlen eine außerordentlich günstige Heilwirkung auf alle Lebewesen auszuüben, nicht zuletzt auf Menschen, die an Tuberkulose, Rachitis oder Anämie leiden. Die großen Erfolge, welche die Heilkunde gerade in den letzten Jahren in aller Welt durch Luft- und Sonnenbäder, aber auch durch künstliche Höhensonne erzielte, sind allgemein bekannt; sie stammen alle von den ultravioletten Strahlen — und gerade diese werden von den gewöhnlichen Fensterscheiben ganz absorbiert, das heißt „verschluckt“, so daß sie nicht in unsere Wohnräume und Arbeitsstätten gelangen können! Wohl stellt man seit Anfang dieses Jahrhunderts Gläser, die für ultraviolettes Licht durchlässig sind, her, doch nur für besondere Zwecke; erst jetzt ist man so weit, ein solches Glas, das für Fensterscheiben brauchbar und im Preise nicht zu teuer ist, herzustellen. Höchst interessant erscheinen die Ergebnisse, die man in England in Schulen und Krankenhäusern mit den neuen „Vitaglas“-Fenstern gefunden hat; so erhielt man

beispielsweise beim Vergleich der Verhältnisse in zwei Klassen, von denen die eine mit gewöhnlichem Fensterglas, die andere mit Vitaglas versehen war, folgende Ziffern nach neummomatiger Beobachtung:

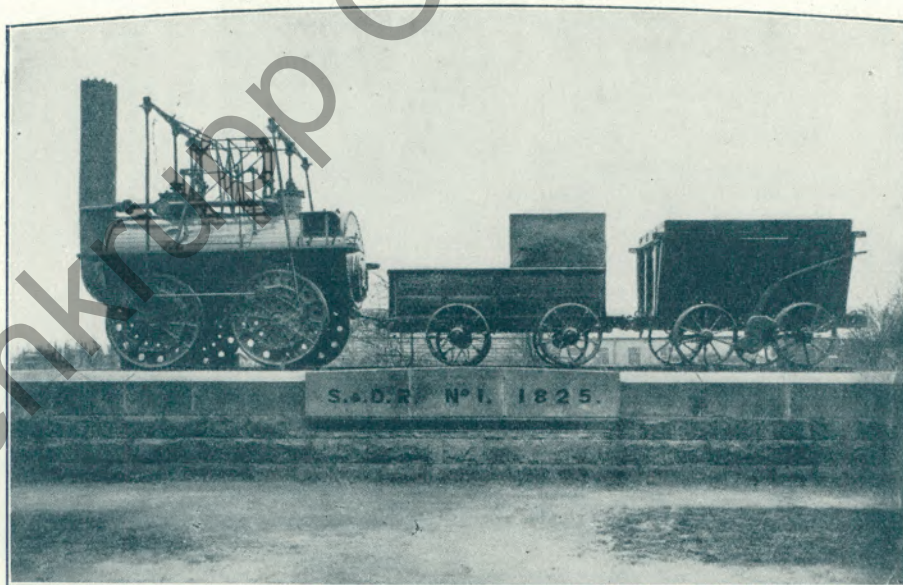
	im Schulzimmer mit: Vitaglas	gewöhnl. Glas	im Prozent- verhältnis ausgedrückt:
Zunahme des Durchschnittsgewichts der Schulkinder	2,8 kg	1,3 kg	9,8 : 4,8
Zunahme der Durchschnittsgröße der Schulkinder	4,7 cm	3,9 cm	3,4 : 2,9
Zunahme des Hämoglobingehaltes der Schulkinder	16,1 %	7,3 %	20,7 : 9

Das Vitaglas wird bald große Bedeutung für Schulen und Krankenhäuser, aber auch für Fabriken, Gewächshäuser und Tiergärten erlangen. Schließlich können Glühlampen aus dem neuen Glas hergestellt werden, so daß wir uns auch allabendlich in ultravioletten Strahlen werden „baden“ können . . .
K. E.

Technische Gedenktage.

1. 5. 1851 wurde die erste Weltausstellung in London eröffnet.
2. 5. 1911 starb Otto Lužger in Stuttgart. Er war ein hervorragender Wasserbauingenieur; am meisten bekannt geworden durch Herausgabe des „Lexikons der gesamten Technik“.
3. 5. 1716 erhielt Johann Nikolaus Stumm die Erlaubnis, auf der Mühle Birkenfeld einen Eisenhammer anzulegen. Das war der Anfang der Betätigung der Familie Stumm auf dem Gebiete der Eisenindustrie.
5. 5. 1905 Todestag von Karl Lueg. Er entstammte einer schon lange mit der Eisenindustrie in Verbindung stehenden Familie und baute in jahrzehntelanger Arbeit die Gutehoffnungshütte aus. Im Jahre 1879 wurde er zum Vorsitzenden des Vereins deutscher Eisenhüttenleute gewählt.
6. 5. 1836 wurde in Kirchheim u. T. Max von Eyth, der Dichter-ingenieur, geboren.
9. 5. 1837 Geburtstag v. Adam Opel, dem Begründer der heutigen großen Automobilfirma. Im Jahre 1862 eröffnete er eine kleine Werkstatt, in der er seine erste Nähmaschine baute. 1886 nahm er als erster in Deutschland die Fabrikation von Fahrrädern auf.
9. 5. 1914 starb Paul Louis Héroult, der sich um die elektrische Aluminiumgewinnung sowie um die Elektrostahtdarstellung große Verdienste erworben hat.
12. 5. 1886 wies Fritz W. Lümann als erster in einem Vortrag vor dem Westfälischen Bezirksverein deutscher Ingenieure auf die Verwendung von Hochofengasen in Gasmaschinen hin.

13. 5. 1838 wurde August Becham, der Mitbegründer der Maschinenfabrik Becham & Keetmann, der heutigen Demag A.-G., zu Emmerich geboren.
14. 5. 1725 Geburtstag von Friedrich Anton Freiherrn von Heinitz, Schöpfer des preussischen Berg- und Hüttenwesens.
17. 5. 1842 wurde August Thyssen, eine der markantesten Gestalten der rheinisch-westfälischen Großindustrie, in Eschweilergeb.
22. 5. 1822 wurde die erste Schiene der Eisenbahn zwischen Stockton und Darlington in England verlegt. Diese Eisenbahn war die erste, die mit Dampflokomotiven betrieben wurde. (Nebenstehend die im Eröffnungsjahre [1825] in Betrieb genommene Lokomotive, die „Locomotion“, die von George Stephenson gebaut, bis 1858 im Dienst stand.)
23. 5. 1848 Geburtstag von Otto Lilienthal, dem Vater der neuzeitlichen Flugtheorie und des Flugwesens.
23. 5. 1887 wurde die Allg. Elektrizitäts-Gesellschaft gegründet. Sie ging aus der Deutschen Edison-Gesellschaft hervor, die im Jahre 1883 v. Emil Rathenau ins Leben gerufen wurde.
27. 5. 1868 wurde Georg Eggestorff in Linden bei Hannover geboren. Er war Begründer zahlreicher industrieller Unternehmungen, insbesondere der Hanomag.
31. 5. 1884 Todestag des Eisenbahnkönigs Bethel Henry Strousberg. Er baute eine ganze Reihe von Eisenbahnstrecken und gründete viele industrielle Unternehmungen. Durch Fehlschläge verlor er nach und nach sein ganzes Vermögen und starb in Armut.



Die erste Eisenbahn,
die heute noch als Denkmal auf dem Bahnhofsvorplatz von Darlington steht.



O Täler weit, o Höhen...!

Von Otto Hanneforth, Werdohl (Vereinigte Stahlwerke).

„Wollen wir als Volk aus der Grundnot, der inneren Not, wieder auf den Berg gelangen, wo wir etwas spüren von dem Hauch des Glückes, so muß uns das Deutsche wirklich wieder ein Erlebnis werden. Wir müssen erkennen, daß, wer deutsch sein will, in der wirklichen Geistesart seines Volkes leben und weben muß. Nur die tief in der Gemeinschaft Wurzelnenden sind wahrhaft Deutsche zu nennen.“
Reinhold Braun.

Deutsches Wesen — wer mag angesichts der sich seit der Revolution überstürzenden Ereignisse, der Vermischungen von Treu und Glauben noch den Begriff Deutsches Wesen bestimmen? Und doch, deutsche Art und wahrhaft deutscher Geist leben — leben in der aufwärtsstrebenden Jugend, einer Jugend, die bewußt all dem Verdorrten der Vergangenheit und dem Ritsch und der Hohlheit der Gegenwart den Kampf ansagt.

Um die Jahrhundertwende war es, als deutsche Jugend in kleinen Trupps zu wandern begann. Sie wußte sich keinen anderen Weg als ganz heraus aus den Steinwüsten der Großstadt. Draußen, in Gottes freier Natur, wo Luft, Licht und Sonne sie umgaben, ward die deutsche Jugendbewegung geboren. Dort erkannte man, was den Geist in der bisherigen Umgebung eingengt, ja eingetrocknet hatte. Wie ließ man die Brust schwellen, wenn man auf hohen Bergen, vom lauen Frühlingswind umweht, über deutsche Landschaft schaute! Rein bleiben und reif werden! Das wurde zum Lösungswort der deutschen Jugend.

Täglich, wenn auch langsam, wuchs die Schar, die aus der Häßlichkeit und Enge, der Hast und dem Lärm der Städte hinauszog in die freie Natur. Licht, Luft und Sonne wollten sie trinken, sich gesund baden an Leib und Seele in der unvergänglichen Schönheit der Welt, Kraft und Frische aus ihr schöpfen, die Heimat, die Welt schauend und erlebend sich erobern.

Euch, deutsche Industrie- und Kaufmannsjugend, gilt dieser Ruf!

Sechs Tage in der Woche seid ihr hinter Schraubstock und Werkbank eingespannt oder sitzt auf dem Kontorschemel hinter Karteien, Schreibmaschine und Büchern. Der siebte ist der Tag der Ruhe. Aber — wer von euch nutzt ihn so aus, wie er ausgenutzt sein sollte und — könnte?

Einige wenige wissen sich noch aus ihrer Schulzeit der alljährlichen einmaligen „Ausflüge“ zu entsinnen, die man wohlbehütet in Reih' und Glied unter Lehrers Aufsicht in die

nächste Umgebung machen konnte. Gewiß, man freute sich, weil schulfrei war, aber anfangen konnte man so recht nicht viel mit dem Schulausflug. Die Zeit nach dem Kriege brachte eine Wendung; es wurde der allmonatliche Schulwandertag eingeführt und damit die allgemeine Grundlage für das Jugendwandern gegeben. Diesem Gedanken hatte schon vor dem Kriege der im Jahre 1909 von Ostpreußen

nach Gelsenkirchen versetzte Lehrer Richard Schirmann Ausdruck verliehen. Sein Ruf fand damals schon reichen Widerhall, weit draußen im Münsterlande und in den Waldbergen des Sauerlandes zwischen Ruhr und Lenne. Aus Nachmittagswanderungen wurden Tages- und Ferienwochenfahrten. Nachtmunterkunft gab der Bauer auf seinem Scheunenboden für Gotteslohn, manchmal auch eine ferienstille Schule auf einer Schütte Stroh.

Bald reifte in Schirmann der Gedanke, der Jugend auf ihren Wanderstrecken Herbergen zu schaffen. Der Name sagt es, was sie sein sollen: die wanderfrohe Jugend soll darin eine „Berge“, ein Geborgen sein finden vor Regen und Winterkälte, vor dem Versinken im Großstadtsumpfleben.

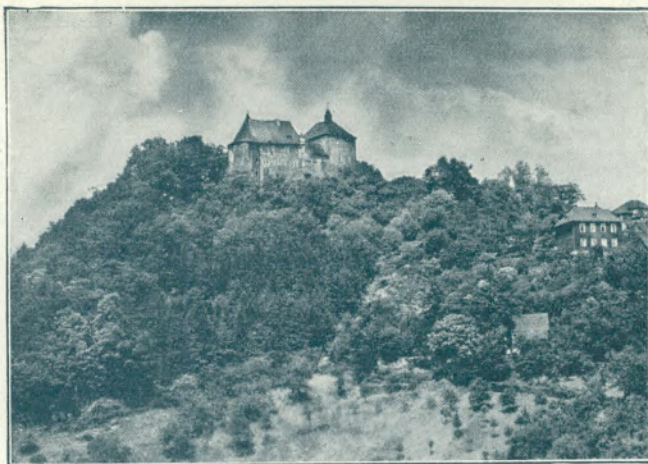
So wurden Wanderfreude und Großstadtleid die Paten an der Wiege der Jugendherbergen. Nach achtzehnjähriger, freilich durch den Krieg unterbrochener Arbeit, anfänglich scheel angesehen und sogar bekämpft, ist ein Werk entstanden, das der deutschen Jugend Sammel-

stätte sein soll und ist. Jungen und Mädchen jeden Alters, jeden Standes drängen heute hinaus zu froher Wanderfahrt und finden da draußen wieder, was die Stadt ihnen versagt: schlichte Natürlichkeit und wirklichen Gemeinschaftsinn. Bande der Kameradschaft und Freundschaft knüpfen sich an, Gegensätze zwischen arm und reich, zwischen Stadt und Land gleichen sich aus im gegenseitigen Kennenlernen und gemeinsamen Erleben.

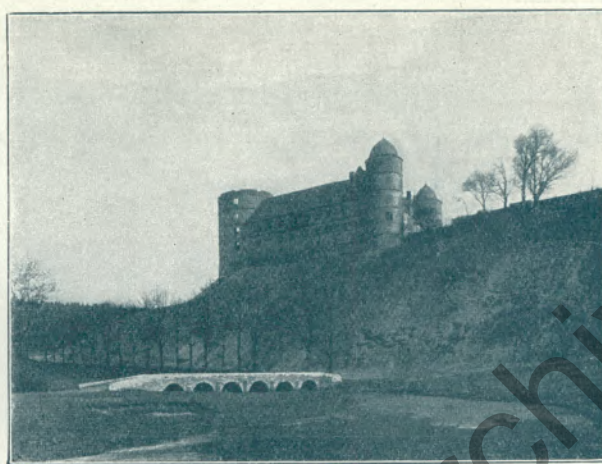
Und wenn dann die jungen Menschen mit sonnenbraunen Gesichtern und blühenden Augen wieder in die Stadt zurück-



Die Jugendburg Hohnstein.



Jugendburg Freusburg an der Sieg.



Jugendburg Bewelsburg (Oberweser).

kehren, so bringen sie etwas von dem Überfluß der verschwenderisch schenkenden Natur da draußen mit in die Enge der täglichen Umgebung. Der Schlosserlehrling, der den Sonntag bei Kameraden auf grüner Aue verbrachte, schwingt ganz anders im Vollgefühl seiner ungebrauchten Kraft die Feile als der, welcher in Kino und Kneipe der Erschlaffung seiner Muskeln freien Lauf ließ. Und sollte ein Kaufmannslehrling nicht ganz anders aufnahmefähig sein, wenn ihm durch das viele Schauen da draußen der Blick geweitet ist, statt im tabakrauchdunstigen Café sich einen schweren Kopf zu holen? Da draußen wächst ein gesundes, ein willensstarkes, lebensfrohes Geschlecht in immer erneuter Rückkehr zur Natur heran.

Wieder ist es Wanderzeit im Maien, da Deutschlands Jugend wieder auszieht, hinaus in die Gauen, die, jeder in seiner Art, uns die Schönheiten unserer engeren und weiteren Heimat offenbaren und uns mit jedem neuen Frühling aufs neue locken. Denen schließe dich einmal an! Nicht als Außenstehender; mitten unter sie. Fühle dich eins mit ihnen! Erst dann kommt das Gefühl der Verbundenheit, das jede Kritik ausschließt. Da wandert nicht nur deutsche Jugend, sondern alles, was sich jung fühlt. Nicht der graue Bart ist ausschlaggebend für die Altersbestimmung, sondern das Herz.

Für die in Industrie und Kaufmannschaft Tätigen kommen für die Wanderung und die Benutzung einer Jugendherberge in der Regel wohl ausschließlich der Sonnabendnachmittag und der Sonntag in Frage, also eine Wochenendwanderung. Geldlich wird diese Wochenendfahrt für ein bis zwei Stunden Bahnfahrt etwa 1,50 bis 2,50 M., für Übernachtungen in der Jugendherberge 50 Pf., d. h. insgesamt höchstens 3 M., erfordern. Zehrbrot aus dem Rucksack kostet nicht mehr, denn man muß ja zu Hause auch essen.

Stehen aber mehrere Tage Freizeit zur Verfügung, so kann man sich auf einer der vielen und schönen Jugendburgen eine Standbleibe einrichten. Es gibt deren bereits zehn, weitere werden noch folgen, wie die Freusburg an der Sieg, Hammerstein am Rhein, Ludwigstein bei Kahla, Lobeda bei Jena, Bülow in Pommern, Rothenfels am Main, Hohnstein in Sachsen usw. Diese letzte Jugendburg zählte beispielsweise im Jahre 1927 fast 100 000 (!) Übernachtungen. Sie ist heute die größte Jugendburg mit über 100 Zimmern und prächtigen Sälen. Wer kann es beschreiben, wenn man auf hohem Turme sitzt, vom Mondschein übergossen, und der Wind über die Saiten der Laute harft!

Für nur wenige Mark wird dort volle Unterkunft gewährt; wer aber sein eigener Koch bleiben will, dem bietet

sich überall in den großen Küchen Gelegenheit dazu. Nur ist es zweckmäßig, besonders zur Hauptwanderzeit, sich vorher, und zwar rechtzeitig, anzumelden.

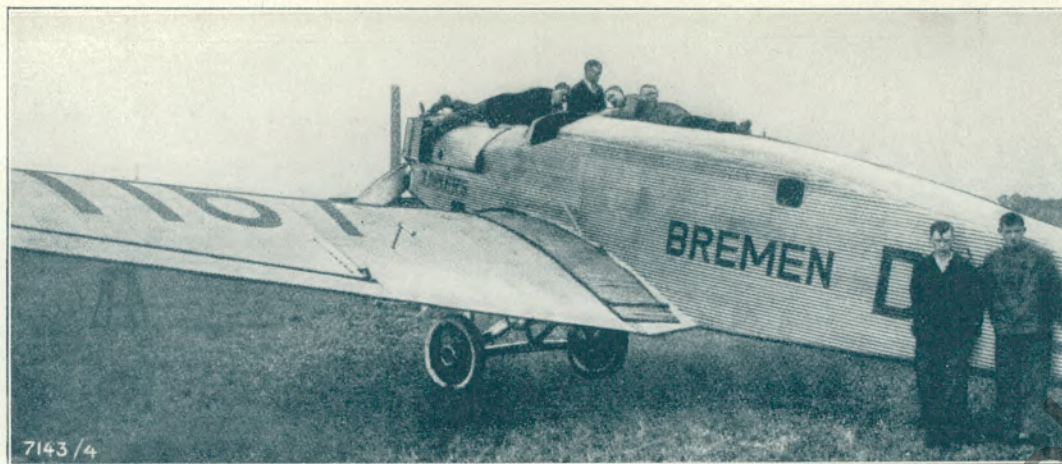
Und nun einmal hinein in eine solche Jugendherberge oder Bleibe! Jugendliebe, d. h. die Schuljugend, bedürfen keines besonderen Ausweises; sie bekommen durch ihre Schule einen Bleibenausweis, der für eine Übernachtung 20 Pf. kostet. Es kann also die gesamte deutsche Jugend dort unterkommen, Jungen und Mädchen, ohne Unterschied von Herkommen, Schulbildung, Konfession oder politischer Parteizugehörigkeit. Auch Einzelwanderer beiderlei Geschlechts finden ein Obdach, desgleichen schulentlassene Jugend und ältere Gäste, die gegen Zahlung eines Jahresbeitrages von 3 M. Mitglied des Jugendherbergerverbandes geworden sind und sich als solche ausweisen können*.

Unerläßliche Voraussetzung für die Aufnahme ist Anstand in Kleidung und Betragen. Alkoholgenuß und Nikotin sind in Jugendherbergen untersagt. Ordnung muß sein, auch in den Jugendherbergen. Aber diese Ordnung wird durchaus nicht störend empfunden, und bald brodeln am offenen Kamin der Wasserkessel für einige Tassen köstlichen Erfrischungskaffee. Und dort, in der Ecke der Wohnküche, stimmt schon jemand seine Laute; liebliche Geigenlieder, alte Volksweisen erklingen, und eine leise, jugendliche Bassstimme singt den Cantus firmus zu den von klaren Mädchenstimmen gesungenen Liedervariationen. Und ehe wir uns versehen, ist der Kreis der Sänger und Spieler immer größer geworden. Niemand kennt sich beim Namen, und doch ist's, als gehörten sie alle zusammen; sie haben etwas Gemeinsames: das deutsche Lied, der klare Quell echter deutscher Art, verbindet alle.

Schaut dann nach langem Genießen am Bommen der Volkskunst der Mond über die Bergesköpfe, oder streichelt er in der Ebene sanft die schlummernden Büsche und Blumen, dann mag sich wohl draußen ein Geiger finden, wie ihn Thoma so schön gezeichnet hat, zu einem Liedlein voll Innigkeit zum Gutenachtgruß. Nicht wahr, das müßte doch auch dem hastigen, modernen Menschen noch etwas zu sagen haben?

* Da im allgemeinen die Auffassung herrscht, daß die deutschen Jugendherbergen nur der schulpflichtigen und schulentlassenen Jugend offen stehen, unterstreichen wir vorstehenden Hinweis, daß jeder gegen einen geringen Beitrag Mitglied des Jugendverbandes werden kann und damit das Recht zur Benutzung der Jugendherbergen erwirbt, nochmals ganz besonders. Anfragen und Anmeldungen sind zu richten an die Geschäftsstelle des Verbandes für deutsche Jugendherbergen, Hildesbach in Westfalen, die bereitwillig die gewünschte Auskunft erteilt.

Die Schriftleitung.



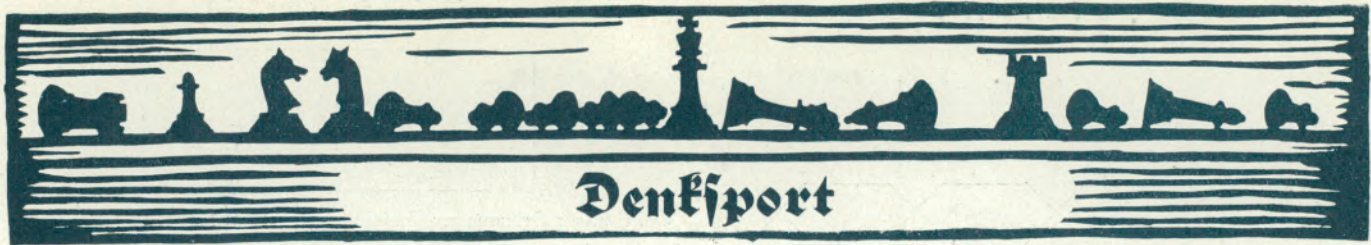
Die „Bremen“ vor ihrem Start zum Amerikaflug.
Ein Bild, das in zwanzig Jahren ebenso großen historischen Wert besitzt wie heute die Aufnahme des ersten Fluges der Brüder Wright im Jahre 1903.

Der Sportmonat.

Rückblick auf die Zeit vom 16. März bis 15. April.

„Siege und Rekorde sind nichts wert, wenn sie nicht wirklich nur Stufen sind von dem, was den Sinn aller sportlichen Arbeit, aller Selbstüberwindung, aller Kraftanspannung und alles Siegeswillens darstellt: die Dreieinigkeit von Leib, Seele und Geist — Menschentum!“

18. 3. 1928. „Wasserfreunde Hannover“, der Deutsche Wasserballmeister, siegen in Barcelona mit 3 : 2, im Rückspiel sogar mit 6 : 0 über die gefürchtete Nationalmannschaft Spaniens.
19. 3. 1928. Das dritte Rugby-Ländertreffen zwischen Frankreich und Deutschland sieht wider jedes Erwarten die Franzosen mit 14 : 3 als Sieger. Seit dem vorjährigen deutschen Sieg in Frankfurt haben die Franzosen ganz erhebliche Fortschritte gemacht.
19. 3. 1928. Der amerikanische Läufer und Bezwinger unseres Dr. Pelzer, Lloyd Hahn, läuft wieder einen neuen Weltrekord. Er legt in der Halle die halbe Meile in 1 : 51,4 Minuten zurück.
20. 3. 1928. Ganz überraschende Trainingsleistungen zeigt der Olympia-kandidat Hirschfeld, Allenstein. Er verbessert den deutschen Rekord im Kugelstoßen, den bislang Brechenmacher hielt, von 14,73 m auf 14,87 m. Die besten Leistungen des Auslandes gehen allerdings bereits über die 15-m-Grenze hinaus.
20. 3. 1928. Werner Neigel, Magdeburg, verbessert seinen eigenen deutschen Rekord im Freistilschwimmen über 1500 m von 22 : 3,2 Minuten auf 21 : 20,2 Minuten. Der von Arne Borg gehaltene Weltrekord ist 19 : 0,7 Minuten!
21. 3. 1928. Der Meistergeher Paul Sievert, bisher „Sportfreunde Neukölln“, tritt zur ältesten und erfolgreichsten Wertsportvereinigung, der „Sportvereinigung Siemens“, über.
22. 3. 1928. Der Schwede Robert Johansson gebraucht im 400-m-Rückenschwimmen die neue schwedische Rekordzeit von 6 : 4,7 Minuten. Die deutsche Bestzeit steht schon seit langem auf 6 : 3,9 Minuten, bleibt aber auch noch erheblich hinter dem Weltrekord von 5 : 59,2 zurück.
23. 3. 1928. Die erste amtliche Rekordliste der Europäischen Schwimm-liga weist unter insgesamt 27 europäischen Rekordern 13 deutsche Europarekorde auf. Eine stolze Leistung unserer deutschen Schwimmer.
24. 3. 1928. Einen neuen Weltrekord im 3 × 100-Yards-Schwimmen stellt der New Yorker A. C. mit 3 : 09,8 Minuten auf. Der bisherige Rekord war 3 : 12,8 Minuten.
26. 3. 1928. Der fünfte Fußball-Städtekampf zwischen Berlin und Paris geht mit 4 : 1 an die Pariser verloren. Dabei haben die ersten Berliner Vereine in Klubkämpfen gegen die besten Pariser Mannschaften fast stets die Oberhand behalten.
26. 3. 1928. „Wasserfreunde Hannover“ spielten auf der Rückreise aus Spanien auch in Straßburg, Saarbrücken und Luxemburg und siegten überall nach Belieben!
26. 3. 1928. Wie beim Pariser Quersfeldeinlauf wird auch bei dem traditionellen englischen Cross-Country-Lauf der gefürchtete Franzose Beddari überlegen geschlagen. Beddari ist eine der größten Hoffnungen Frankreichs in Amsterdam.
28. 3. 1928. Frankreich macht im Schwimmsport immer größere Fortschritte. Beim Olympia-Vorbereitungsschwimmen in Tourcoing wurden fünf neue Landesrekorde aufgestellt. Allerdings reichen auch diese neuen Zeiten noch nicht an unsere deutschen Ziffern heran.
28. 3. 1928. Die L.-G. Krupp, Essen, gewinnt die rheinische Fußball-meisterschaft der Deutschen Turngemeinschaft.
29. 3. 1928. Gletner, der Erfinder des Rotors, erprobt erneut mit Erfolg eine Segeljacht, die an Stelle des Segels den Rotor trägt.
30. 3. 1928. A. Johanson, der Präsident des Schwedischen Fußballverbandes, erklärt öffentlich, daß der Professionalismus im schwedischen Verbands Formen angenommen habe, die es heute ganz aussichtslos erscheinen lassen, eine Mannschaft aufzustellen, die internationales Können mit dem reinen Amateurstandpunkt, wie ihn der olympische Eid in Amsterdam vorschreibe, vereine. Schwedens Fußballer bleiben daher ehlich zu Hause!
3. 4. 1928. Der italienische Fliegermajor de Bernardi erreicht mit seinem Wasserflugzeug (800-PS-Giat-Motor) eine Stunden-geschwindigkeit von 512,77 km. Sein Rivale, der englische Flieger-leutnant Kinkaid, stürzte bei einem gleichen Rekordversuch bei Southampton tödlich ab.
5. 4. 1928. Der Deutschamerikaner Lauffer stellt im 300-Yards-Rückenschwimmen mit 3 : 39,8 Minuten einen neuen Weltrekord auf.
10. 4. 1928. Mercedes Gleize aus Frankfurt, jetzt in London, durchschwimmt in 13 Stunden als erste die Meerenge von Gibraltar.
11. 4. 1928. Der deutsche Dauerschwimmer Otto Kemmerich aus Hufum beendet ein 46stündiges (!) Dauerschwimmen. Seine frühere Bestleistung betrug „nur“ 32 Stunden. Daß Kemmerich sich bei seinem Dauerschwimmen ganz zirkusmäßig von einem dressierten Seelöwen begleiten ließ (der nach 26 Stunden „wegen Erschöpfung“ aufgab und zwei Tage brauchte, bis er sich wieder erholt hatte!), war sportlich nicht gerade geschmackvoll.
10. 4. 1928. Die Leichtathleten des Berliner S. C. mit Troßbach, Schöpfke, Malik, Cornelius usw. erzwingen in Athen gegen die griechische Olympiamannschaft nur ein Unentschieden. Die Griechen haben unter der Leitung des deutschen Sportlehrers Gödel große Fortschritte gemacht.
10. 4. 1928. Die führende deutsche Hockeymannschaft „Frankfurt 1888“, die im Osterturnier zu Folkestone die beste englische und französische Klasse schlug, unterlag gleichfalls der indischen Olympiamannschaft, die auf dem Kontinent noch nicht geschlagen werden konnte.
14. 4. 1928. Heinrich, Leipzig, durchschwimmt die 300-m-Freistilstrecke in neuer deutscher Rekordzeit, und zwar in 3 : 45,6 Minuten. Arne Borg, der schwedische Meisterschwimmer, braucht jedoch nur 3 : 28,1 Minuten.
14. 4. 1928. Lotte Mähe, Hildesheim, bezwingt im 200-m-Brustschwimmen die Deutsche Meisterin Hilde Schrader und stellt mit 3 : 15,8 einen neuen Weltrekord auf. Der bisherige Rekord von 3 : 16,6 wurde von Gräulein Jacobsen, Dänemark, gehalten.
15. 4. 1928. Der Fußball-Länderkampf Deutschland-Schweiz in Bern endet mit einem 3 : 2-Sieg der Deutschen, deren Überlegenheit ganz erheblich war.
15. 4. 1928. Der Länderkampf der Amateurböyer von Deutschland und der Schweiz endete gleichfalls mit 13 : 3 zugunsten der deutschen Böyer.



Schach e. e.

Bearbeitet von Heinz Bollmer.

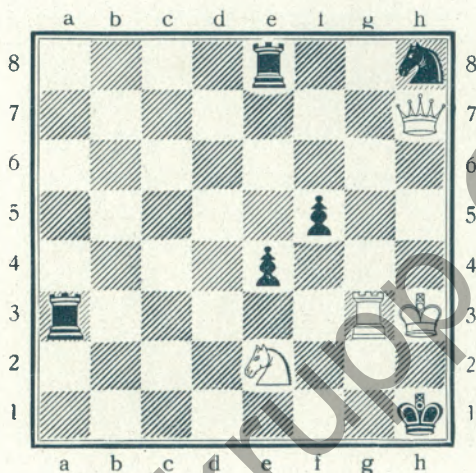
Das Problem.

II.

Im Gegensatz dazu, daß nur immer ein Einleitungszug die korrekte Lösung eines Problems herbeiführen kann, können die nächsten Züge, je nach der Verteidigung von Schwarz, verschiedenartig sein. Hierbei sind jedoch Duale zu vermeiden, d. h. jedes Feld auf dem Brett darf in einer bestimmten Absicht der Verteidigung von Schwarz nur von einer Figur besetzt werden können. Weiß muß gezwungen werden, auf jeden Zug von Schwarz einen jeweilig anderen Gegenzug zu machen; bedingen zwei verschiedene Züge von Schwarz nur einen Gegenzug von Weiß, d. h. paßt dieser Zug auf zwei Verteidigungsmöglichkeiten, so ist ein Dual vorhanden. Bei drei Zügen spricht man von Trialen.

Aufgabe Nr. 6.

Von W. Marin, Barcelona.



Stellung der Steine:

Weiß: Kh1; Dh7; Tg3; Se2; [4].

Schwarz: Kh8; T(2)a3; e6; Sh8; B(2)e4; f5; [6].

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

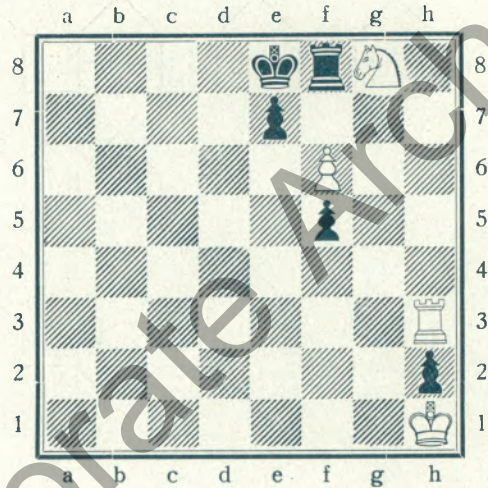
Eine leichte Aufgabe, die namentlich den Anfängern zum Studium empfohlen sei. Der Einleitungszug führt zu drei schönen Verteidigungsvarianten von Schwarz.

Aufgabe Nr. 6 (Endspielstudie).

Im Gegensatz zu den — namentlich während des Problemlösungsturniers — zahlreichen Aufgabenlösungen erreicht uns selten eine einwandfreie Lösung einer der mannigfachen Endspielstudien, die wir seit Bestehen der Schachdecke veröffentlichten. Das erklärt sich einerseits aus der erhöhten Schwierigkeit derartiger Aufgaben, andererseits aus deren ausgeprägter Originalität und häufiger Systemlosigkeit gegenüber der normalen Partie. Um unsere Leser mit den verborgenen Feinheiten und „Lücken“ einer derartigen Studie bekannt zu machen, geben wir nachfolgend ein typisches „problematisches“ Endspiel mit ausführlichem Kommentar wieder.

Endspielstudie.

Von R. A. L. Rubbel.



Weiß: Kh1; Th3; Sg8; Bf6; [4].

Schwarz: Ke8; Tf8; B(3)e7; f5; h2; [5].

Weiß zieht und gewinnt.

Lösung.

1. Th3—h7. Schwarz ist gezwungen, den Bauern zu schlagen, denn wenn 1. ... f4, dann T×e7+, Kd8, f7, f3, K×h2 und Weiß gewinnt. Wenn 1. ... T×g8, so Bf7+; bei Tf7 schlägt Weiß Tf7, K×Tf7, f6×e7 usw.

1. ————— 1. Be7×f6

2. Th7—e7+

2. Ke8—d8

3. Te7—a7

3. Kd8—e8 Droht Ta8+!

4. Sg8—h6

4. Ke8—d8.

Wenn f4, so Sf5 mit nachfolgendem Sg7+ und Se6+!

5. Sh6—f7+

5. Kd8—e8.

Alles Zwangszüge.

6. Sf7—h8! Dieser eigenartige Zug entscheidet und bedeutet eine Abweichung von der Tatsache, daß ein Springer in der Ecke stets ungünstig steht. Jetzt droht Ta8+, Sg6!

6. ————— 6. Ke8—d8

7. Ta8+ und Schwarz verliert den Turm. Auf Ke7

folgt Sg6+! Eine gute Leistung mit wenigen Mitteln!

Lösung der Aufgabe Nr. 5 (Endspielstudie).

(Aprilheft.)

1. Tb8—d8+! Überraschend, aber richtig!

1. ————— 1. Kd7×Td8

2. Bb6—b7.

2. Td4—b4!

3. Ka3×Tb4

3. Be7—c5+!

Eine reizende Pointe, allerdings wirkungslos.

4. Kb4—b5

4. Kd8—c7

5. Kb5—a6

5. Kc7—b8

6. Ka6—b6

6. Be5—c4!

7. Ba2—a4

7. Bc4—c3

8. a4—a5

8. c3—c2

9. a5—a6

9. Bc2—c1 D

10. a6—a7#! Eine weitläufige, hübsche Kombination, die in einer praktischen Partie wohl selten vorkommen dürfte!

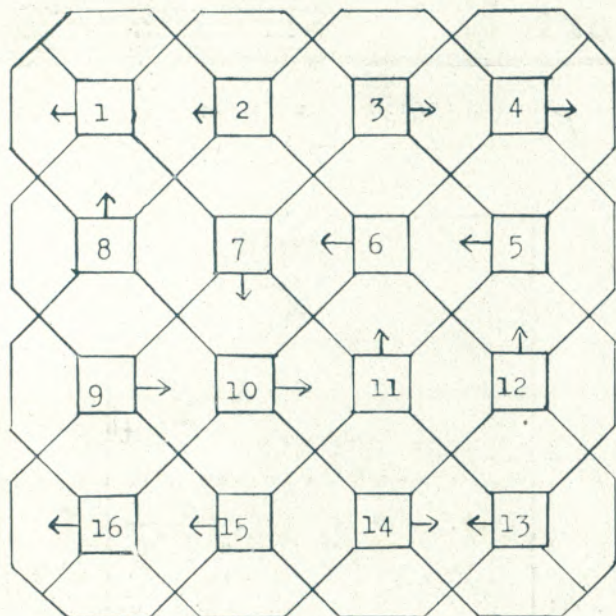
Notizen.

Wir bestätigen dankend den Eingang der Briefe über den derzeitigen Stand der Fernpartien. Wir bitten, nach Beendigung der Kämpfe die Partien einzusenden zwecks Durchsicht und Auswertung.

Rätselle.

Kreismort-Wabenrätzel.

Von Th. Kraas, Freienohl.



In jedes weiße Feld gehört ein Buchstabe. Die einzelnen Wörter beginnen im Feld mit dem Pfeil und drehen in Uhrzeigerrichtung um das Nummernfeld, aus welchem der Pfeil kommt.

Die Wörter bedeuten: 1. Deutscher Fluß. 2. Deutscher Komponist. 3. Teil des Hauses. 4. Nordische Dichtung. 5. Körperteil. 6. Fluß in Belgien. 7. Bestandteil der Milch. 8. Wasserpflanze. 9. Stadt in Baden. 10. Nebenfluß des Rheins. 11. Vogel. 12. Eisenfuß. 13. Biblischer Name. 14. Mädchenname. 15. Teil des Meeres. 16. Pflanzensaft.

Silbenrätzel.

Aus den 42 Silben:

a - a - al - ba - ban - be - ben - berg - bir - bo - che - dat - di - ei - erd - field - grist - gu - guß - hib - i - ke - kom - lo - ma - mur - na - ne - re - ri - sa - sat - sen - si - ster - tel - ten - ti - tros - tur - u.

sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, einen Ausspruch von Goethe ergeben.

Die zu suchenden Wörter haben folgende Bedeutung:

1. Indischer Titel. 2. Geigenbauer. 3. Erfinder. 4. Metall. 5. Belgische Festung. 6. Frauenname. 7. Englische Industriestadt. 8. Kopfbedeckung. 9. Gangspiel. 10. Sturmvogel. 11. Schweizerischer Ausdruck für Küster. 12. Reizzeug. 13. Endfrucht. 14. Schweizer Kanton. 15. Deutscher Schriftsteller. 16. Naturerscheinung. 17. Baum. (h und st = je ein Buchstabe.)

Spruchrätzel.

Hermann - Nechen - Zaunkönig - Eminenz - Narmi - Fremont - Herder - Ameise - Nuntius - Agent - Vernichtung - Reihe - Streber - Geige - Sonnenschein - Abend - Strichpunkt - Stilkleid - Regent.

In jedem der vorstehenden Wörter ist eine Silbe eines Ausspruches von Jean Paul versteckt. Die Silben schließen sich in der Reihenfolge der Wörter aneinander an.

Geographie.

Nimm von einem fernen Land,
Das am Mittelmeer bekannt,
Schnell die erste Silbe weg.
Seh' sie auf 'nen Finger dann,
Dem die Schlusssilb' fehlen kann,
Es ergibt sich dann, o Schreck,
Eine Stadt mit Industrie —
Nah bei Berlin findest du sie.

Besuchskartenrätzel.

K. Mewes

Trier

Bei richtiger Ordnung der Buchstaben ergibt sich der Beruf des Besuchers.

Kulturbarometer.

- 1 a) Wer ist beim Eklat „Schneider“?
- 1 b) Wie lange braucht das Licht von der Sonne zur Erde?
- 2 a) Wie heißt der Schwimmstil des Weltrekordlers Arne Borg?
- 2 b) Wieviel Planeten gibt es, und wie heißen sie?
- 3 a) Was ist die Tscheke?
- 3 b) Was ist das „Dinta“?
- 4 a) Wie nennt man bei Weinen das Aroma?
- 4 b) Welches Lebewesen hat im Verhältnis zu seinem übrigen Körper das größte Gehirn?
- 5 a) Was ist Kleptomanie?
- 5 b) Was lehrt die Ethik?

Lösungen aus Heft 4.

April-Kulturbarometer.

- 1 b) Wo liegt Schiller begraben?
In der Fürstengruft zu Weimar.
- 2 b) Von wem stammt das erste Buch über Deutschland?
Das erste Buch über Deutschland, das den Titel „Germania“ trägt, stammt aus dem ersten Jahrhundert v. Chr. Verfasser ist der römische Geschichtsschreiber Cornelius Tacitus.
- 3 b) Wer hat zuerst die Behauptung von der Kugelgestalt der Erde aufgestellt?
Aristoteles (um 330 v. Chr.).
- 4 b) Woher stammt das Wort „Faschismus“, und was bedeutete es?
Das Wort „Faschismus“ stammt von dem italienischen „fascio“ = „Bund“ bzw. dem lateinischen „fascis“ = „Bündel“. Es bedeutet eine in Italien nach dem Weltkrieg entstandene radikal-nationalistische Bürgerpartei, die den Kommunisten mit ihren eigenen Waffen (Gewalttaten) entgegentritt. Der größte Teil ihrer Mitglieder gehört den von Mussolini gegründeten Kriegsteilnehmerverbänden an. Das Abzeichen der Faschisten zeigt das früher bei den Römern von den Viktoren getragene Rutenbündel, aus dessen Mitte ein Beil hervorragt; das symbolische Zeichen der Gewalt über Leben und Tod. (Vgl. weiter über den Faschismus den Aufsatz: „Das faschistische Italien“ in der Mai-Rundschau, Seite 38 und 39.)
- 5 b) Kann der Reichspräsident auf verfassungsmäßigem Wege vor Ablauf seiner Amtstätigkeit abgesetzt werden?
Der Reichspräsident kann auf verfassungsmäßigem Wege vor Ablauf seiner Amtstätigkeit abgesetzt werden, und zwar wegen schuldhafter Verletzung der Reichsverfassung oder eines Reichsgesetzes. Die Anklage wird mit Zustimmung des Reichstages vor dem Staatsgerichtshof erhoben. Die Absetzung erfolgt auf Antrag des Reichstages (Zweidrittelmehrheit) durch Volksabstimmung.



Kreuzworträtsel.

(Siehe oben.)

Doppelsinn.

Der Mast. — Die Mast.

Rätselsprung.

Die Zeit starrt uns mit Rätselaugen an.
Kannst du in ihrem Antlitz lesen,
Was morgen ist, was dann?
Ist Sphinx sie, ist's Medusas Schlangenhaupt? —
Sie schweigt.
Erst wenn das Heute sich zum Gestern neigt,
Enthüllen sich die Rätsel.



„Es ist doch ein gewaltiger Unterschied, ob eine Frau einkaufen geht oder ein Mann.“

„Und ob das ein Unterschied ist! Wenn ein Mann z. B. was kaufen will, dann gibt er ohne weiteres zwei Mark aus für 'ne Sache, die nur eine Mark wert ist, die er aber braucht, während die Frau etwas von zwei Mark Wert, das sie nicht gebrauchen kann, für eine Mark erst.“

*

„Nun,“ fragt die Mama beim Heimkommen, „habt ihr schön gespielt?“

„Ach, Mutti, die Susi und ich, wir haben den ganzen Vormittag furchtbar fein Briefträger gespielt,“ erwidert der kleine Franz strahlend, „in unserm Haus haben wir bei allen Mietern einen Brief abgegeben.“

„So? Wo habt ihr denn die Briefe hergeholt?“

„Die haben wir alle in deiner Kommode gefunden — weißt du, Mutti, die, die mit dem blauen Bändchen zusammengebunden waren.“

(Berliner Illustrierte.)

*

Kindermund. Der kleine Hansel betrachtet nachdenklich das Bild „Der gute Hirt“. Nach einer Weile meint er: „Bevor der liebe Herr Jesus in'n Himmel gang, hat er sich noch schnell mit all seine Cose graffieren lassen.“

(Reclams Universum.)

*

Mutter (zum Söhnchen, das aus einer Kindergesellschaft heimkehrt): „Nun, hast du dich auch gut betragen und nichts zu essen angenommen, nachdem du schon einmal gehabt hattest?“

Söhnchen: „Als sie mir ein zweites Stück Kuchen anboten, habe ich gesagt: ‚Geht mir bloß mit dem ekelhaften Zeug vom Leib, genau wie Papa immer sagt.‘“

V/47

(Hamburger Illustrierte.)

Frau Lange ist gerade in der Küche beschäftigt, da — Klirr! — fliegt plötzlich ein Kinderball durch die Fensterscheibe. Ganz verdutzt steht draußen der Übeltäter, ein Junge von acht Jahren. Schüchtern kommt er der strafend blickenden Frau näher: „Entschuldigen Sie, aber der Ball ist mir aus Versehen reingeflogen — aber ich geh' gleich nach Haus und schied' Ihnen meinen Vater, der soll's wieder ganz machen.“ Und rennt los.

Bald darauf erscheint ein Mann, der die Reparatur des Schadens vornimmt. Nach geschetzener Arbeit wendet er sich an die Hausfrau: „Macht drei Mark achtzig!“

„Wieso denn?“ fragt sie verwundert, „der Junge sagte doch, Sie wären sein Vater!“

„Is ja nicht möglich! Mir hat er gesagt, Sie sind seine Mutter!“

(Answers.)

*

Ein Großmaul. Ein Bayer tritt in höchst angeheitertem Zustand einen Dampfer des Starnberger Sees. Durch seine schwankenden Bewegungen gerät er nicht nur mit Tischen und Stühlen, sondern auch mit den Mitfahrenden in unangenehme Berührung. Man wendet sich daher an den Kapitän, und dieser droht dem Angetrunkenen: „Wenn Sie sich nicht augenblicklich ruhig verhalten, setze ich Sie an der nächsten Haltestelle an Land.“ Darauf sieht ihn der Bayer erst groß an und erwidert empört: „Wann's Maul net haltst, dann lauf' i den ganzen Lachen aus, dann könnst mit Ihren Rahn auf'n See de hoam schlitteln!“

*

Begreifliche Freude. Am Fenster einer Parterrewohnung hing ein Zettel mit den Worten: „Klavier zu verkaufen.“

Am Fenster der benachbarten Wohnung aber war ebenfalls ein Zettel angebracht, der nur das eine Wort enthielt: „Hurra!“

(„Düsseldorfer Nachrichten.“)

Wochenende.

Inhaltsverzeichnis.

(Jahrgang VIII, Heft 5, Mai 1928.)

	Seite		Seite
Ruhrland. Von Dr. A. Egermann (ill.)	1—5	Prinz Ruckuck. Von R. van Nieschoten (ill.)	35
Das Reichsmuseum für Gesellschafts- und Wirtschaftskunde. Von H. Dickmann (ill.)	6—7	„Das Tor der Hoffnung.“ Von Clara Prieß (ill.)	36—37
Atomenergie und Atomgerätrümmung. Von H. Dominik	8—10	Von der Ehrschrift	37
Kokertechnik. II. Teil. Von Dr.-Ing. W. Koelen und Dr.-Ing. W. Busch (ill.)	11—13	Die Rundschau (Auslese bemerkenswerter Aufsätze)	38—39
Die Waage im Wandel der Zeiten. Von A. Krühm (ill.)	14	Fortschritte der Technik	40
Der Brand der Cheopspyramide. Roman von H. Dominik	15—20	Fortschritte der Chemie	41
Märkische Backsteingotik. Von Ilse Riem (ill.)	21—23	Technische Gedenktage	41
Deutsches Wesen. Gedicht von Schönaich-Carolath	23	O Taler weit, o Höhen Von D. Hanneforth	42—43
Deutsche Heimatdichter. Von Dr. O. Conrad	24	Der Sportmonat	44
Gedichte	25	Schach und Rätsel	45—47
Luftgefahr? Von W. Dohnat (ill.)	26—27	Die Botanisiertrommel	47
Dilettanten als Erfinder. Von Dr. Emil Lenk	28	Inhaltsverzeichnis	48
Fünfländerfahrt im Faltboot. Von W. Gilges (ill.)	29—33		
Eine sinnreiche Mückenfalle. Von Dr. J. Bergner (ill.)	34		

Kunstbeilagen: Erinnerungsblatt für fünfundzwanzigjährige treue
Dienste in der Bergbaugruppe der Vereinigten Stahlwerke;
Radierung von Hermann Kätelhön.
Das Endertor in Kochem. Radierung von Josef Steib.

Über 1500 neue Jahresbezieher im ersten Vierteljahr 1928.

Da „Das Werk“, im Gegensatz zu anderen Zeitschriften einzig und allein auf die Empfehlung von Mund zu Mund angewiesen ist, beweist diese nicht unerhebliche Steigerung des Leserkreises innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit zweierlei: einmal, daß die in der Erweiterung des Inhaltes zum Ausdruck gekommene Auswertung unseres vorjährigen Preisausschreibens „Kritik am Werk“ allseitige Zustimmung erfahren hat, zum anderen, daß unserer Bitte um Werbung für „Das Werk“ in dankenswerter Weise seitens unserer „Werk“freunde entsprochen ist.

Wir danken daher auch an dieser Stelle allen, die sich erfolgreich um die Gewinnung neuer Leser bemühten und haben als neue Werbeprämie außer der im Aprilheft angekündigten Neuauflage der Radierung „Die Lokomotive“ von Ruhler bzw. der Broschüre „Weiten, Zeiten, Geschwindigkeiten“ neuerdings auch noch einen Sonderdruck der in dieser Nummer zur Veröffentlichung gelangenden Radierung „Erinnerungsblatt“ von Hermann Kätelhön (ohne Widmung) für die Gewinnung eines neuen Jahresbeziehers ausgesetzt.

Ansprüche auf vorgenannte Prämien sind von Sammelbeziehern an die Auslieferungsstelle, von Einzelbeziehern an die Schriftleitung unter namentlicher Angabe des erworbenen Neubeziehers geltend zu machen.

Auf verschiedene Anfragen, ob es möglich ist, „Das Werk“ auch außerhalb der „Vereinigte Stahlwerke A.-G.“ zu ermäßigtem Preise zu beziehen, teilen wir mit, daß diese Möglichkeit nur bei Sammelbezug von mindestens zehn Exemplaren und unmittelbarer Bestellung bei der Schriftleitung gegeben ist.

Sammelmappen, Einbanddecken, gebundene Jahrgänge.

Zahlreiche Nachfragen, insbesondere nach Einbanddecken für ältere Jahrgänge, veranlassen uns, nachstehend eine Übersicht über die zur Zeit noch vorhandenen Bestände zu geben. Wir haben vorrätig:

Einbanddecken			
für den III. Jahrgang (1923/24)	in Halbleinen je Stück RM.	1,25	
„ „ IV. „ (1924/25)	„ Halbleder „ „ „	1,25	
„ „ V. „ (1925/26)	„ „ „ „ „	3,50	
„ „ VI. „ (1926)	„ „ „ „ „	3,50	
„ „ VII. „ (1927)	„ „ „ „ „	3,00	
„ „ VII. „ (1927)	„ Ganzleinen „ „ „	1,75	
„ „ VII. „ (1927)	„ Halbleinen „ „ „	1,25	

Sammelmappen.

Die unter Verwendung von lichtbeständigem Indanthrenleinen hergestellten Mappen sind in einem dunkelgrünen Farbton gehalten, geschmackvoll ausgestattet und zeigen auf der Deckseite in Golddruck die Aufschrift „Das Werk“ ohne Jahreszahl. Die Mappen veralten daher nicht und sind nach Abschluß eines Jahrganges stets von neuem zu verwenden. Die Mappen sind in zwei Ausführungen erhältlich.

Halbleinen: Leinwandrücken und -ecken, Einschlagleisten aus biegsamen Karton RM. 1,25

Ganzleinen: Besonders starke dauerhafte Ausführung, Einschlagleisten aus doppelter Leinwand mit festem Kartontvorstoß und Randverschnürung RM. 2,50

Gebundene Jahrgänge.

Jahrgänge 1922 bis 1925 vergriffen.

Jahrgang 1926 nur noch in Halbleinen (bis auf wenige Exemplare vergriffen) RM. 4,50.

Jahrgang 1927, ein sechshundert Seiten starker Band mit dreizehn Kunstdruckbeilagen:

in Ganzleinen (nur noch wenige Exemplare) RM. 8,50, in Halbleder RM. 10.—

Zu den vorgenannten Preisen treten die Selbstkosten für Porto und Verpackung.

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 28, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 12 RM., Einzelheft 1,20 RM. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 80 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 50 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden auf Wunsch nachgeliefert. — Für unbeschränkt eingehende Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.

Fernsprecher: Sammelnummer-Ortsverkehr 13 000, Fernverkehr 23 000 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 500.